



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Auf dem Wege zum Kurhut**

**Mielke, Robert**

**Berlin, 1912**

Der Zug in die Mark Brandenburg.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47206](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47206)

Der Zug in die Mark Brandenburg.



## Die Kadolzburg.

Aus dem geheimnisvollen Dämmer der Vorgeschichte klingen merkwürdige Sagen an unser Ohr, das freilich nur einzelne Töne auffangen kann von einem noch völlig in der mythologischen Vergangenheit stehenden Leben. Die „lange Cente“ war die Gegend geheißen, ein Name, der noch in der burggräflichen Stadt Langenzenn weiterlebt. Eines jener kleineren Gebiete, die als Hundertschaften, Huntari bei den Alemannen, als Hundrede bei den Angelsachsen, als *centenae* oder *centanae* bei den Franken eine politische Einheit waren, mag auch den Kernpunkt des hohenzollernschen Landes gebildet haben. Die alte fränkische Heerstraße, die als „Kemmweg“ einst mit Denkmälern und Martersäulen besetzt war und nach neueren Forschungen wohl ursprünglich als Grenze zu deuten ist, durchquerte das Land. War er eine Grenze von Gau zu Gau der fränkischen Völker? Geht er vielleicht auf die ältere Bevölkerung zurück, die auf dem benachbarten Hesselberg ihren Ringwall oder den gewaltigen 6000 Schritt umfassenden Wall auf der Houburg erbaute, die auch den Druidenstein auf dem Dillenberg östlich Kadolzburg zur Opferstätte weihte?<sup>27)</sup> Oder war er einst eine Schranke, bis zu der die letzten Ausläufer der Slawenflut brandeten? Wir wissen es nicht und werden's vielleicht niemals erfahren. Nur das slawische Bevölkerungselement hat seine einstige Verbreitung in Resten noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts erhalten. Bis unmittelbar an die Mauern der Kadolzburg sind die Ausläufer der Slawen vorgezogen. Die Gegend von Fürth, Farnbach, Kadolzburg, Fürberg, Dambach und an der Rednitz aufwärts war durchaus deutsch; dagegen schloß das sogenannte Knoblauchland, das mit dem uralten Poppenreuth die Mutterkirche von Nürnberg umfaßt, das sich weiter über Vach, Veitsbromm, den Jenn- und Aurachsgrund erstreckt, eine im wesentlichen wendische Bevölkerung ein. Kadolzburg lag an der Grenze beider Völker, von ihrem Turme konnten die Burggrafen nach Süden über deutsche, nach Norden über slawische Bauernschaften blicken.

Es sind also Slawen, über die der schwarzweiße Schild der Hohenzollern schon seit ihrer Festsitzung in Franken schwebte. Aber





Abb. 3. Fränkische Bauern.  
Nach Albrecht Dürer.

es sind Slawen von anderer Art als jene im Norden, die den deutschen Angriffen über drei Jahrhunderte die Stirn boten. Ohne Kampf und Widerstreben fügten sie sich, als gegen Ende des 11. Jahrhunderts die Thüringer vom Norden, die Franken von Westen und die Bayern vom Süden kolonisierend vordrangen und, über den Kamm des Böhmerwaldes hinweg, sie von den östlicher wohnenden böhmischen Staaten abschnitten. Das kann freilich nicht der alleinige Grund dieses Verhaltens

sein; vielmehr dürften sie nach dem Zeugnis des Bonifacius von weicherer und nachgiebigerer Natur gewesen sein als ihre nordöstlichen Stammesgenossen. Ein weiterer ist wohl auch noch in der geographischen Lage ihrer Wohnsitze zu erkennen, die durch den Böhmisches, Bayrischen Wald und durch das Fichtelgebirge mit ihren gewaltigen Waldmassen eine vorgeschobene Insel bildeten und schnell der deutschen Kolonisation erliegen mußten. Der Westslawe hat keine Vorliebe für das Bergland gezeigt; er siedelte sich dichter nur in der Ebene an. Die Schilderung, die 1007 Bischof Arnulf von Halberstadt von dem östlichen Teil des Bistums Bamberg gibt, daß das ganze Land fast ein einziger großer Wald sei, der nur von wenigen Slawen bewohnt sei,<sup>28)</sup> wird zutreffend sein. Zur Zeit Friedrichs VI. sind die slawischen Reste wohl noch in ihrer volklichen Eigenart erhalten geblieben. Trugen doch die Bäuerinnen in Poppenreuth noch 1833 ihre alte Tracht,<sup>29)</sup> was gewiß nicht der Fall gewesen wäre, wenn sie sich



der deutschen Herrschaft feindlich gegenübergestellt hätten.

Ansehnliche Reste des großen Waldes bedecken noch heute die Hügel in der Nachbarschaft der Kadolzburg; sie verbinden sich jenseits der Rednitz und der Regnitz mit dem berühmten Reichswalde; in ihnen lebten ärmliche Kohlenbrenner, Pecherzeuger, auch Glasmacher und Zeidler neben kleinen Bauern, die in zahlreichen Dörfern eine geringe Landwirtschaft trieben. Für die Hohenzollern hatten die Wald-



Abb. 4. Hof der Kadolzburg.

gebiete eine besondere Bedeutung; denn hier konnten sie ihre wirtschaftlichen Verwaltungsgrundsätze am weitgehendsten betätigen. Wenn es vielleicht auch nicht ganz zutreffend ist, die auf Kosten der einstigen Eichen- und Buchenwälder erfolgte Ausbreitung der Kiefer in der Mark und im weiteren Osten unmittelbar an die ausgezeichnete Forstverwaltung der Hohenzollern zu knüpfen, so hat die letztere doch in den fränkischen Kiefernwaldungen ihre Grundlage gehabt. Die Glasmacher hätten wohl die meisten Wälder vernichtet, wenn nicht die Burggrafen um 1340 schon zu einer Einschränkung gekommen wären, nachdem sie neun Jahre vorher eine — um 1393 revidierte — Waldordnung erlassen und 1350 auch den ausgedehnten Zeidelbetrieb in eine forstwirtschaftliche Bahn gelenkt hätten, die nachmals für die berühmte Lebkücherei Nürnbergs von Wichtigkeit wurde.<sup>30)</sup>

In dieser walddreichen Umgebung liegt auf einem Hügelabhang, der sich nach allen Seiten mit dem wellenförmigen Gelände verbindet,





Abb. 5. Hof der Kadolzburg.

das feste Schloß Kadolzburg. Wann und von wem es gegründet wurde, verschweigt die Geschichte; nur der Name läßt auf einen fränkischen oder thüringischen Edlen Kadold schließen, der vielleicht schon im Mittelalter den Berg mit Mauern umgürtete. Erst 1246 erscheint Kadolzburg als hohenzollerischer Besitz, zugleich aber schon als bevorzugter Aufenthalt. Die Burg in Nürnberg hatte für sie nur historischen Wert, seit die Macht der aufstrebenden Reichsstadt

jede Entwicklung gehemmt hatte. Zwei Gewalten innerhalb eines Gemeinwesens können sich eben nicht auf die Dauer nebeneinander behaupten. Auch wenn es den Nürnbergern nicht gelungen wäre, immer wieder Anlehnung bei den Kaisern zu finden, so hätte, wie es die Entwicklung in ganz Deutschland zeigt, sich die städtische Herrschaft nicht mehr zurückdrängen lassen in einer Zeit, in der die höchsten Ideale einer politischen Stadt in dem Hansabund fast Verwirklichung gefunden hatten, in der nach dem Sinken der Ritter- und Mönchskultur sich die Städte an die Spitze der politischen und ständischen Bewegung gestellt hatten. Die Burggrafen hatten denn auch früh genug die Unhaltbarkeit des Zustandes erkannt und den Sitz ihrer Verwaltung nach der Kadolzburg verlegt, und die Nürnberger Burg, die 1420 fast völlig zerstört und wenige Jahre später an die Nürnberger verkauft wurde, nur zu vorübergehendem Aufenthalt benutzt. Alle offiziellen Akte, zumeist waren sie richterlicher Art, gingen von der Kadolzburg aus, in die auch mancher berühmte und geehrte



Gast einkehrte. 1266 besuchte Konradin von Staufen, unmittelbar vor seinem verhängnisvollen Zuge nach Italien, den Burggrafen Friedrich III. in der Kadolzburg — vielleicht nicht ohne die Absicht, den Fürsten zur Teilnahme an dem Unternehmen aufzufordern. Friedrich ging nicht mit, vielleicht weil er selbst die Tragik im Menschenleben bei sich kennen gelernt hatte.

Fast vor seinen Augen erschlugen die Nürnberger Sensenschmiede seine beiden einzigen Söhne, weil die burggräfliche Meute angeblich das Kind eines ihrer Genossen zerrissen hatte. Konradins Aufenthalt stand mit diesem traurigen Ereignis im Zusammenhange, denn durch den Tod der beiden Söhne war das Aussterben der burggräflichen Linie zu befürchten. Friedrich trug daher Sorge, sich durch Konradin die Lehensfolge seiner ältesten Tochter Marie bestätigen zu lassen, um wenigstens das Reichslehen seiner Familie zu erhalten. Die Sorge war überflüssig; denn nach dem Tode seiner Gattin Elisabeth, die den Hohenzollern aus dem Meranischen Erbe die spätere Markgrafschaft Bayreuth (das Land auf dem Gebirge) zugebracht hatte, wurden dem Burggrafen in seiner zweiten Ehe mit Helena, der Schwester Albrechts von Sachsen, noch zwei Söhne, Johann I. und Friedrich IV., geboren. — Rudolf von Habsburg, dessen Wahl zum deutschen König lediglich durch die Bemühungen Friedrichs III. erfolgt war, weilte 1274 als Gast auf der Kadolzburg; wenige Jahre später sah die Burg auch den Nachfolger Rudolfs, Adolf von Nassau, in ihren Mauern. Bei einem Aufenthalte Karls IV., dessen Plan, Böhmen nach Franken hin auszudehnen, durch die Geburt Friedrichs VI. und Johannis II. durchkreuzt worden war, wurde die Verlegung des kaiserlichen Landgerichts von Nürnberg nach Kadolzburg offiziell bestätigt und damit diese Burg als Verwaltungsmittelpunkt der burggräflichen Gebiete anerkannt.

Man wird es den Nürnbergern nachempfinden können, daß sie das Wachsen der burggräflichen Macht vor ihren Toren, besonders aber die Festigung zu einem einheitlichen Staatsgebilde mit einer zentralisierten Verwaltung, gewiß nicht mit allzugroßer Freude betrachteten. Ja, wenn es sich um einen zersplitterten Besitz gehandelt hätte, wenn die Burggrafen, wie andere Fürsten im schwäbischen und fränkischen Kreise, sich in dauernder Geldbedrängnis befunden



hätten, dann würden sie sich mit der Hoffnung abgefunden haben, große Stücke dieser Herrschaft mit der Zeit ihrem eigenen Gebiete anzugliedern. So aber konnten sie nur jede Gelegenheit ergreifen, sich den Burggrafen mit den Waffen in der Hand entgegenzustellen. Fast wäre es ihnen gelungen, in dem sogenannten Städtefriege, einem Städtebund gegen die größeren Herren des Mainkreises, als Friedrich V. mit seinen beiden Söhnen Johann und Friedrich und den Bischöfen von Bamberg und Würzburg die Reichsstadt Windsheim belagerte, die feste Kadolzburg in die Hand zu bekommen. Um Windsheim zu entsetzen, versuchten die Nürnberger die kleine Stadt Rostall zu erobern, was zum Schaden der Angreifer und mit der Gefangennahme vieler Städter von Kadolzburg aus vereitelt wurde. Das schreckte indessen die tapferen Nürnberger nicht ab; sie kamen mit vermehrter Macht zurück, eroberten Langenzenn und mehrere burggräfliche Dörfer und waren nahe daran, auch Kadolzburg durch Brand zu zerstören. Nur mit Mühe und mit großen Opfern gelang es der Besatzung, sich des stürmenden Feindes zu erwehren und den Brand zu hemmen.

Freude und Leid waren an Kadolzburg vorübergezogen, als Burggraf Friedrich VI. sich rüstete, nach der Mark zu ziehen. Am 30. Mai noch war er hier; am 8. Juni unterzeichnete er eine Urkunde in der Stadt Hof. Er wird in den ersten Tagen des Juni von Kadolzburg aufgebrochen sein. Welchen Weg hat er eingeschlagen?



## Von der Kadolzburg zur Plassenburg.

Schon seit Jahrhunderten zogen die Kaufleute über Nürnberg nach Norden. Je weniger es große Straßen für den Weltverkehr gab, um so mehr drängte sich der Verkehr auf einzelne zusammen, die auch nach Möglichkeit von dem kleineren Ortsverkehr bevorzugt wurden. Anfang des 15. Jahrhunderts stand für einen Zug von Nürnberg nach der Mark, falls er nicht durch äußere Verhältnisse zu Umwegen gezwungen wurde, die Straße über Hof, Plauen und Leipzig offen; doch konnte der Reisende bis Hof zwischen drei Wegen wählen, die sich in der letztgenannten Stadt vereinigten. Die eine lief von Nürnberg nach Osten über das malerische Gräfenberg, Hippoltstein, Pegnitz, dann über die alte Töpferstadt Creußen nach Bayreuth, von hier über das von einer Doppelburg geschützte hohenzollerische Berneck, von wo der Sage nach das Urbild der Weißen Frau, die Gräfin Kunigunde von Orlamünde, zur Sühne des Kindermordes nach dem Kloster Himmelkron auf den Knien gerutscht sein soll, und weiter über Münchberg nach Hof. Eine zweite, bedeutendere Straße lief von Nürnberg nach Fürth, dann dem Laufe der Regnitz folgend, an dem damals bedeutungslosen Erlangen und Baiersdorf vorüber nach der uralten karolingischen Pfalz Forchheim, der Bischofsstadt Bamberg zu und den Main aufwärts, an dem sagenberühmten Staffelstein, dem Kloster Vierzehnheiligen, Lichtenfels vorbei nach Kulmbach und Hof. Die dritte Straße zweigte sich von der eben genannten bei Baiersdorf ab und lief quer über die fränkische Schweiz nach Hof.

Friedrich benutzte zweifellos den letzten Weg. Die Straße über Nürnberg und Gräfenberg war bedeutend länger als die beiden anderen. Auch wenn man annimmt, daß der Burggraf vor seiner Abreise noch geschäftliche Angelegenheiten mit der Reichsstadt abzuwickeln hatte, so wird er dies sicher vorher und nicht auf einem vorübergehenden Durchzug getan haben. Es ist auch kaum anzunehmen, daß er einen Umweg wählen würde, der in seinem größten Teile durch fremdes Gebiet lief. Dasselbe trifft auch bei der nördlichen Straße zu, die gleich hinter Baiersdorf bis wenige Meilen vor Kulmbach durch bambergisches Gebiet ging. Wenn der Fürst auch



mit dem Bischof in guten Beziehungen stand und mit ihm eben erst einen Vertrag abgeschlossen hatte, und wenn ihm auch als Reichsfürsten und Vertreter des Königs ein gewisses Recht auf diese Straße zustand — war er doch durch einen Erlaß Sigmunds zu dem obersten Wächter der Reichsstraße ernannt! — so dürfte er vorgezogen haben, soweit es ging, auf eigenem Boden zu bleiben. Sein nächstes Ziel war die Plassenburg bei Kulmbach, wo sein Bruder Johann mit Vorliebe weilte, wo auch sein Vater, Friedrich V., sich gern aufhielt und 1398 gestorben war. Dahin führte eine Straße, die mit Ausnahme von Erlangen, das dem Könige von Böhmen gehörte,<sup>31)</sup> fast überall durch hohenzollerisches Gebiet lief.

Die Burggrafen wachten eifersüchtig darüber, daß auch die Nürnberger, die oft die beschwerlichen Pässe des Fichtelgebirges vermieden und daher gern den bischöflichen Weg über Bamberg, Lichtenfels, Sonneberg, Judenbach und Gräfenenthal nach Leipzig zogen, die ihnen für die Sicherheit des Weges zukommenden Gebühren nicht umgingen.<sup>32)</sup> Gerade zur Zeit Friedrichs müssen sich die Ansprüche der Burggrafen auf die Stellung des Geleites, die zugleich ein landesfürstliches Vorrecht einschlossen, etwas verdunkelt haben, denn sie ließen durch Zeugenaussagen, die sich von 1403 bis 1416 hinzogen und teilweise zwei Menschenleben zurückgingen, das ihnen zukommende Geleit urkundlich feststellen.<sup>33)</sup> Wir verdanken diesem Umstande eine sehr eingehende Schilderung des Wegesystems zwischen Nürnberg und Kulmbach. Nach ihr lief die Straße von Nürnberg, Erlangen, Baiersdorf, wo das hambergische Geleit über Forchheim begann, während sich das burggräfliche von Baiersdorf abzweigte und über Ebermannstadt, über „die gesteige bey Streitperg“,<sup>34)</sup> Hollfeld, wo es sich mit dem von Scheßlitz nach Bayreuth laufenden Wege kreuzte, nach Kulmbach und Plassenburg ging.

Es mag an einem Morgen des Juni gewesen sein, als der Burggraf Friedrich an der Seite seiner Gattin noch einmal von einem Fenster der hochgelegenen Kadolzburg über die Wälder und Felder blickte, zwischen denen, in einer flachen Senkung versunken, die hohen Dächer der kleinen Dörfer oder der spitze Turm eines Kirchleins aufragten. Unten im Schloßhofs oder in der geräumigen Vorburg bildete sich unterdessen das Gefolge; geschäftig liefen die



Troßbuben herum, unruhig wieherten die Pferde, und sinnend blickte vielleicht der eine oder der andere Knecht auf das Judenspottbild, das neben dem Tor zur inneren Burg eingemauert war. Dem derben Volke war die kräftige Sprache der Zeit geläufig. Ungläubige wurden hier verspottet, wie es der einzelne vielleicht schon



Abb. 6. Kadolzburg. Judenspottbild.

in Remagen, Regensburg, Heiligenstadt, Salzburg, Basel oder Bayreuth gesehen hatte und die Teilnehmer des Zuges auch in Wittenberg und Zerbst wiederfinden konnten. Die Kunde von der blutigen Tannenberger Schlacht gegen die Polen und Litauer mag auch bei vielen die Vorstellung erweckt haben, daß im fernen Osten das Reich gegen andere Ungläubige zu verteidigen sei, gegen die bereits Albrecht der Schöne gekämpft hatte.

Welcher Art mögen die Gedanken gewesen sein, die Friedrichs Herz bewegten, als er vom Söller noch einmal sein schönes Franken überblickte? Folgte sein Blick den gekrümmten Wegen, die sich in die dunklen Massen des Reichswaldes verloren, um sich wie Fragezeichen in der ferne die Berge der fränkischen Schweiz hinaufzuwinden? Stand vor seinem inneren Auge der Kampf mit trohigen Märkern, die wenig von der gefälligen, lebhaften Art seiner Franken an sich hatten? Wenn sein Blick an dem mächtigen Umriß der Burg von Nürnberg hängen blieb, wenn er überdachte, wie nicht nur günstige Umstände, sondern auch der Fleiß, die Umsicht und Tatkraft seiner Vorfahren Deutsche und Slawen unter Zollerns Farben vereinigt hatten, wenn er ferner die eigene Entwicklung vorüberziehen ließ, die ihn einst kämpfend bis an das Ägäische Meer geführt hatte, dann durfte er mit Vertrauen an die neue große Aufgabe heran-





Abb. 7. Fränkisches Dorf.  
Nach Albrecht Dürer.

hof sich mitten im Dorfe erhob, durch das Dorf Seckendorf, den Sitz seines Burgmanns zu Kadolzburg, Konrads von Seckendorf, weiter nach Burgfarnbach. Eine einsame steinere Märsersäule mit einem Metallbildwerk stand am Wege, wo die ehemalige Kaiserstraße einen Seitenweg nach Unterfarnbach abzweigt. Sie erinnerte an eine traurige Begebenheit. Die Sage erzählt, daß der Ritter Rapoto von Kühlsheim, der 1350 und 1351 kaiserlicher Landrichter im Burggrafentum war, seine Tochter zur Kapelle in das benachbarte Fürth gesandt habe, um hier für die schwer erkrankte Mutter die Hilfe des Höchsten zu erflehen. Sie kam nicht dahin; denn sie erkrankte mit zwei Knechten beim Übergang über die Wasser des Regnitzgrundes. Rapoto soll dann zum Andenken an das Unglück jene Märsersäule<sup>35)</sup> errichtet und die St. Johanniskapelle in Fürth in eine Pfarrkirche umgewandelt haben.<sup>36)</sup>

Wenn diese Sage vielleicht auf einem unsicheren Boden steht, so

treten. Die fränkischen Angelegenheiten waren geordnet und wurden weiterhin erledigt von seiner Gattin und seinem Bruder „auf dem Gebirge“. Keinen Feind ließ er im Rücken; nur Freunde folgten seinem Rufe in die Mark.

Verheißungsvoll konnte sich der Zug in Bewegung setzen. Die Burggräfin Else gab ihm vermutlich das Geleit bis zur Plassenburg. Der Weg wandte sich in leisen Schwingungen abwärts über Seufendorf, dessen burgartig befestigter Kirch-



läßt sich doch die Beschaffenheit des Regnitzgrundes klar erkennen, der jedenfalls schwer zu überschreiten war und nahelegte, daß auch der Burggraf auf der linken Seite des Ufers blieb und fürth nicht berührte, das zu seiner Zeit durch drei Arme des flusses von dem hohenzollerischen Gebiet geschieden war. Einstmals trug diese alte karolingische Gründung die burggräflichen farben;<sup>37)</sup> von Konrad III. wurde sie indessen 1314 an das Bistum Bamberg überlassen. Bedeutung hatte fürth wegen der Nähe der Stadt Nürnberg weder vorher noch nachher. Große Nachbarn sind oft gefährliche freunde der kleinen. Während Nürnbergs Macht immer mehr wuchs, blieb das nur 6 km entfernte fürth ein kleiner Ort, obwohl er bereits 1062 dieselben Reichsfreiheiten erhielt wie Regensburg, Würzburg und Bamberg. Mit den Burggrafen, die allmählich alle Hoheitsrechte erworben hatten, blieb fürth auch nach dem politischen Verzicht verbunden durch das kaiserliche Landgericht, das jene innehatten, und das abwechselnd in Nürnberg, Gostenhof, Wöhrd und fürth abgehalten wurde. — Ein merkwürdiges Stück Altertum hatte sich mit diesem Gericht, dem sogenannten Gravending oder Gottding, erhalten, das auf freiem Felde nach den vier Himmelsrichtungen gehalten wurde, je nachdem der Angeklagte ein Bayer, ein Schwabe, ein Franke oder ein Sachse war. Noch seltsamer mutet das Kampf- oder Kolbengericht an, das mit ihm verbunden war und gewöhnlich ober- oder unterhalb der Regnitzbrücke zu Doos, einem zwischen fürth und Nürnberg gelegenen Orte stattfand. Eine Art Gottesurteil anrufend, bestand es im wesentlichen in einem Zweikampf mittels Kolben, zu dem jedes Haus im Umkreise einer Meile um fürth einen Mann mit Harnisch und Wehr oder einen Ersatzmann zu senden hatte.<sup>38)</sup>

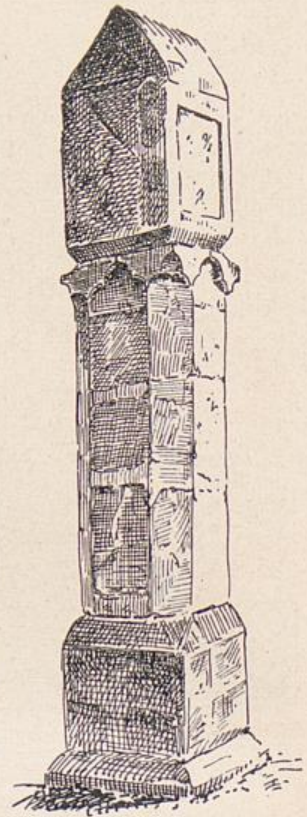


Abb. 8. Rapotosäule bei Burgfarnbach.





Abb. 9. Romanisches Portal von Frauenaurach.

Die Stätte dieses Kolbengerichts, das zu Friedrichs Zeiten schon in Formeln zu erstarren begann, hat der Burggraf bei seinem Zuge nicht berührt, ebensowenig wie die Straße über Fürth, dessen Pfarrkirche er von Zeit zu Zeit vor sich auftauchen sah. Er hatte keine Veranlassung, die ihm so bekannnten Flurwege auf dem linken Ufer der Regnitz zu vermeiden, die ihn bei dem Orte Bruck auf die von Fürth ausgehende Straße brachten. Freilich nicht in gerader Linie. Von Burgfarnbach nach Unterfarnbach war noch eine breite Straße, von hier aus wendet sich ein sandiger Schluchtenweg, den die Wände des ansteigenden Geländes stets zu verschütten drohen, auf die den Farnbach begleitende Anhöhe, um nach einiger Zeit wieder zu dem in einer flachen Mulde gelegenen Dorfe Azenhof hinabzuführen und über eine Brücke das breite Femntal zu überschreiten. Zunächst bleiben Nürnberg, Burgfarnbach und Kadolzburg den Blicken verborgen; der malerische Femgrund mit seinen saftigen



Wiesen, Linden, Eschen und Pappeln, der noch heute eine Vorstellung von der einstigen Urwaldnatur zu Friedrichs Zeiten gibt, legt sich wie ein breiter Gürtel dem Abhange vor, den die Straße bis nach Vach verfolgt. Hier steigt der Weg wieder auf das Gelände, von dem ein malerischer Umblick bis hinunter nach Nürnberg möglich ist. Noch einmal erscheint in leuchtender Helligkeit die Kadolzburg, um dann hinter den Bergen zu verschwinden. Nach Norden aber winken Bruck mit seiner hölzernen Brücke, dahinter die Erlanger Kirchen und auf dem linken Ufer die Türme des 1275 von einer Herzogin von Meran gegründeten Klosters Frauenaarach.



Abb. 10. Kreuz bei Ellersdorf.

Wenn wir späteren Berichten Glauben schenken dürfen, dann müssen es lustige Damen gewesen sein, die dieses Kloster bewohnten. Der Burggraf aber traf wohl noch Nonnen an, die hier aus innerem Antriebe das Heil ihrer Seele suchten, die noch nicht, wie ein Erlaß Markgraf Georgs des Frommen 1527 unwillig rügt, besonderen lufftlichen Neigungen frönten.<sup>30)</sup> Ein Aufenthalt in Frauenaarach ist kaum anzunehmen, da der Ort von Kadolzburg in zwei bis drei Stunden zu erreichen war. Dem Aurachgrunde folgend, gelangte der Burggraf in kurzer Zeit an die hölzerne Brücke, die über die Regnitz nach Bruck führte, von wo er bald vor dem alten Schlosse Erlangen stand. Ein frommes Gemüt hatte an der Straße bei dem Dorfe Ellersdorf ein mächtiges granitnes Kreuz und weiter bei dem Ausgange des Ortes Bruck fünf schmucklose Granitkreuze errichten lassen, die vielleicht auch zur Sühne für irgendeine schwere Untat entstanden sind.

Nur an diesen fünf Kreuzen führte der Weg den Zug vorbei, und gewiß sind auch hier

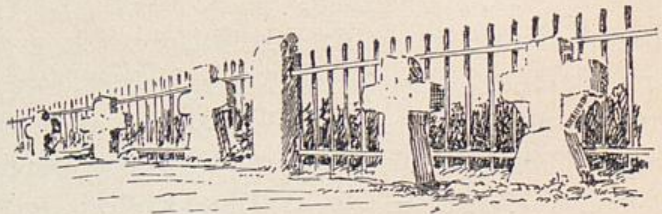


Abb. 11. Fünf Kreuze in Bruck.



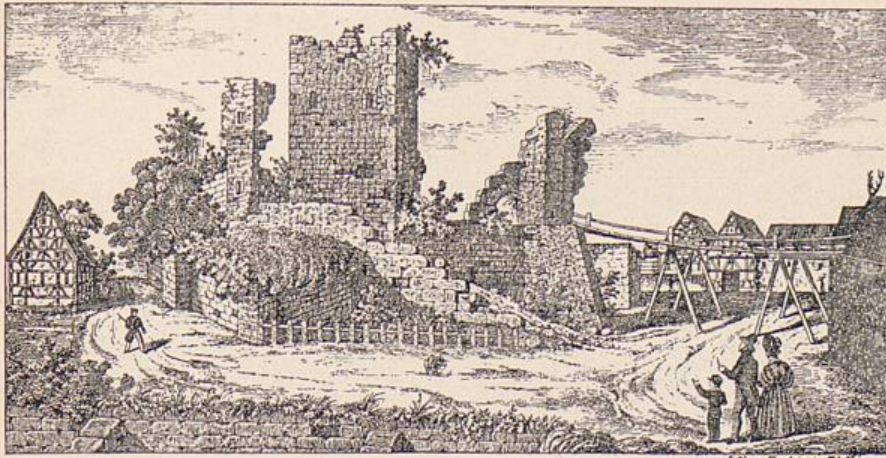


Abb. 12. Die ehemalige Burg Erlangen um 1800.  
Nach Lammer.

von den Lippen der Krieger die frommen Sprüche gemurmelt worden, die von dem Jahrhundert vor Luther verlangt wurden.

Noch war Erlangen nur pfandweise (seit 1402) hohenzollerisch, denn die im 11. Jahrhundert gegründete Burg, von der bis vor zwei Menschenaltern noch ansehnliche Reste vorhanden waren, ist erst 1424 als Lehnbesitz an Friedrichs Bruder Johann gefallen. Vorher war die Stadt, in die 1063 Heinrich IV. bei seiner Rückkehr aus Sachsen mit vielen Fürsten und Bischöfen Einkehr gehalten, von dem Bischof Leupold von Würzburg an Karl IV. verkauft worden. Sie sollte ein Stützpunkt für die Westausdehnung des Königreichs Böhmen werden, für die die hohenzollerischen Länder in erster Linie in Aussicht genommen wurden. Die Geburt Friedrichs und Johans machten die Pläne zuschanden. 1367 kam König Karl IV. selbst nach Erlangen und etwas später auch sein Sohn Wenzel, der 1390 anordnete, daß in Zukunft in Deutschland nur einerlei Münze, und zwar nach dem Würzburger, Regensburger und Erlanger Münzfuß, geschlagen werden sollte. Wenzel scheint den Ort besonders liebgewonnen zu haben, denn durch ihn wurde er 1398 zur Stadt erhoben und ihm bestimmte Einnahmen für die Anlage der Mauern, Türme, Gräben, Brücken und Wege zugewiesen.<sup>40)</sup> Der damals tätige Pfarrer Johannes Weigel hat mit dem 1401 erwähnten Besitzer des Schlosses, Hans Türriegel, den Durchzug des Burggrafen wohl noch mit eigenen



Augen gesehen — freilich ohne Vorstellung der weltgeschichtlichen Bedeutung des Zuges.

Friedrich dürfte auch durch Erlangen ohne größeren Aufenthalt gezogen sein. Hart schieben sich die Ausläufer der Fränkischen Schweiz in den Winkel hinein, der durch die Vereinigung der Schwabach mit der Regnitz gebildet wird. Nur mühsam ist der Weg dem Gelände abgewonnen worden, das hier zwischen Sumpf und Gebirgsschroffe derartig eingengt war, daß sich der Rat von Erlangen 1443 von Nürnberg einen geschickten Baumeister erbat, um Brücke und Weg dem Verkehre anzupassen. Der Burggraf wird bei seinem Weiterzuge gewiß mit mancherlei Schwierigkeiten zu tun gehabt haben, ehe er nach Baiersdorf gelangte. Jenseits der träge dahinfließenden, vielfach geschlängelten Regnitz, auf der nach einer vielfach bestrittenen Überlieferung Karl der Große zu Schiff über Forchheim an den Main und nach Frankfurt gefahren sein soll, dehnte sich über Berg und Tal der Markwald aus, durch dessen Urwaldbestände die ehemalige Kaiserstraße zuerst die christliche Kultur in die Siedlungen der slawischen Bewohner führte.

Erst in Baiersdorf dürfte sich der Burggraf, nach einem Wege von fünf Meilen, eine Rast gegönnt haben. Dazu bewog ihn nicht nur das Bedürfnis, sondern auch die Möglichkeit, auf eigenem Boden zu verweilen. Der ehemalige karolingische Ort, den 805 des Königs Lebensbeschreiber Einhard auf einer Reise berührte — die karolingische Weltpolitik spielt überall hinein in dieses einstige Urwaldgebiet! — war der Ausgang der sogenannten Eisenstraße nach Brand und als solcher ein wichtiger Verkehrspunkt geworden. Durch Karl IV. wurde auch er 1353 zur Stadt erhoben; 1396 erteilte König Wenzel dem Burggrafen Johann die Erlaubnis, in Baiersdorf eine Zollstätte zu Wasser und zu Lande aufzurichten,<sup>41)</sup> was für ihn nicht unwichtig war, denn hier begann das burggräfliche Geleit, das nur der Person galt; durch die Einrichtung der Zollstätte wurde die Erlaubnis zum Warenhandel dem Burggrafen zugewiesen, dem dadurch nicht nur die Verantwortung, sondern auch die Vorteile des Geleites zufielen. In Voraussicht dieser Entwicklung hatte schon fünf Jahre vorher Burggraf Friedrich V. von dem zwei Meilen oberhalb Frauenaarach gelegenen Kloster Münchaurach den Hof



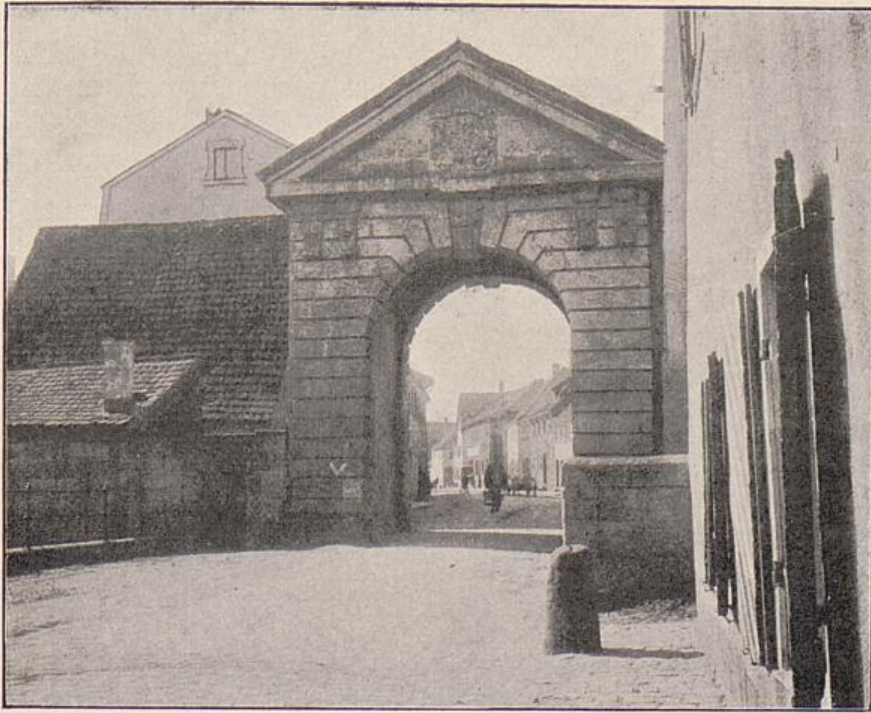


Abb. 13. Baiersdorf.

Scharfeneck dicht bei der Stadt erworben, der bereits Anfang des 12. Jahrhunderts erwähnt wird und von den Hohenzollern zu einer stattlichen Burganlage erweitert worden war. 1409, also drei Jahre vor dem Zuge, diente die Burg den Brüdern Johann und Friedrich zum Aufenthalte; hier bestätigten sie urkundlich dem Kesslergewerk den Schutz für seine Tagungen.

Unwillkürlich lenkt der Blick zurück zu dieser merkwürdigen Einrichtung, die sich so seltsam abhebt von dem gewerblichen Leben der Zeit. Hier, an dem leider 1813 eingeschütteten Kesselweiher, unmittelbar an der Erlanger Landstraße, kamen die als fahrende Leute betrachteten Vertreter des Kessler- und Kupferschmiedehandwerks unter dem Schutze der Burggrafen zusammen, der ihnen seit 1327 wiederholt zugesichert war. Die Zunft, deren Artikel 1350 entworfen, von den Burggrafen Johann und Albrecht und von dem Kaiser bestätigt wurden, erhielt durch ein kaiserliches Privilegium die Stadt Baiersdorf als Sitz zugewiesen, weil sie im Mittelpunkte der beteiligten



Bayreuther, Ansbacher, Koburger und Bamberger Kreise lag. Alle sieben Jahre kamen die Genossen hier am Kesselweiher bei offener Lade und vor dem eigenen Schöppestuhl zusammen, nachdem sie je einen Groschen Geleitzgeld gezahlt hatten.<sup>42)</sup> Sage und Dichtung haben freilich diese Kesslertage nicht verherrlicht wie die Pfeifertage von Rappoltzweiler — die Zeit und die klaren Verwaltungsgrundsätze der Hohenzollern haben dies vielleicht verhindert —, aber es bleibt eine merkwürdige Tatsache, das Fürstenhaus, das später für das schaffende Handwerk Außerordentliches leisten sollte,<sup>43)</sup> schon in Franken als Hüter und Schirmer in gleichen Bahnen wandeln zu sehen.

In Baiersdorf, d. h. eigentlich in dem Schlosse Scharfeneck, wo ein burggräflicher Beamter waltete, wo Keller und Küche zweifellos gut versehen waren, wird der Burggraf mit seinem Gefolge eine längere Rast gemacht haben.

Nur eine gute Meile nordwärts lag — inmitten eines wendischen, aber längst christlich gewordenen Gebietes — die bambergische Stadt Forchheim, eine ehemalige karolingische Pfalz, von der sich ein Seitenweg durch die fränkische Schweiz abzweigte. Obwohl der Weg bis zur Stadt Forchheim besser war, ist der Burggraf wohl auf eigenem Gebiet geblieben und der unmittelbar hinter Baiersdorf abgehenden Straße gefolgt, die sich, zum Teil durch ein sumpfiges Gelände, in das enger werdende Tal der Wiesent hineinzieht. Man erhält eine Vorstellung von der Beschaffenheit dieses Weges durch die Nachricht, daß noch Ende des 18. Jahrhunderts eine Stelle bei dem sogenannten Rumpelwehr, zwischen Gofzberg und Kirchehrenbach, als besonders gefährlich gern gemieden wurde.<sup>44)</sup> In früheren Zeiten müssen die Verhältnisse noch schlimmer gewesen sein, denn das zerrissene wassersegnete Felsengebiet der fränkischen Schweiz, durch deren dichte Waldmassen der Verkehr nur in der Schluchtentiefe, an der Seite der stürzenden Wildbäche oder auf hohen Kammwegen möglich war, bot nur im Sommer einigermaßen trockene Pfade. Noch war zu Friedrichs Zeit der Schleier von der gewaltigen Vorzeit dieses Berggeländes nicht gehoben, einer Vorzeit, in der die Hyäne, der Höhlenlöwe und andere Zeugen aus der frühen Geschichte der Erdoberfläche ihr Geheul zwischen den zerklüfteten Kalk- und Dolomitmänden ertönen ließen. Noch hatte sich kein Forscher in das gähnende



Labyrinth der weiten dunklen Höhlen gewagt, um das Archiv dieser Vorzeit zu öffnen. Nur oben auf den Kuppen der bizarr geformten felschroffen horsteten, wie Adler auf der Kuppe, die Herren der vielen Burgen, die gerade in diesem Gebiet überaus zahlreich waren. Frühestens gegen Ende des 11. Jahrhunderts, waren mit wenigen bäuerlichen Kolonisten diese Geschlechter in die waldbedeckten Berge gekommen; aber sie hatten bald jede geeignete Kuppe mit einer festen Burg besetzt.

Gegen wen? Die Geschichte gibt uns keine Antwort auf diese Frage; nur das Ergebnis eines politischen und vielleicht auch wirtschaftlichen Ringens spricht sich in der dünnen Tatsache aus, daß viele dieser Burgen Schlupfwinkel von Wegelagerern wurden, die trotz aller Zerstörungen immer wieder erstanden, um besonders die reichen Nürnberger zu schröpfen. Die Burggrafen hielten allerdings sehr auf Ordnung. Wer von den Räubern ihrem Strafgericht entging, wurde schließlich von den Waffenträgern Nürnbergs gestellt. Häufig durchzogen die Rachescharen die Berge, während hinter ihnen die Burgen in Trümmer sanken.<sup>45)</sup> Daß sie aber immer wieder, auch unter einer starken Regierung, erstanden, muß einen besonderen Grund haben; und dieser kann nur in der Natur des Geländes gesucht werden. So schön die Berge sind, so unfruchtbar sind sie auch. Nur die saftigen Wiesen an den flüssen gestatten eine bescheidene Landwirtschaft, ausreichend für den Kolonen, der mit seiner Familie den Boden bestellt, dürftig für die Herren, die auf ihren Burgen sitzen und eine räumlich große, aber wirtschaftlich unergiebigere Herrschaft besitzen. Solange sie sich größeren Dynastien anschließen konnten, waren sie gesichert; sowie aber diese Entwicklung im späteren Mittelalter gehemmt wurde, und eine Fülle von Reichsstädten in der Runde mit eigenem Patriziat emporwuchsen, sahen sich diese Geschlechter auf die spärlichen Einkünfte ihrer Herrschaften beschränkt. Da kam denn die natürliche Gegnerschaft des landeingesessenen Adels und der Städte zu einem Ausbruch, der den Straßenraub zu einem erlaubten Kriegsmittel sanktionierte. Wir sehen zwar, daß sich oft eine große Anzahl von Burgen in der Hand einzelner Geschlechter ansammelten, daß aber die wirtschaftliche und die politische Entwicklung dadurch keinen Fortschritt bedeutete. Immer wieder hemmte das Bergland



eine staatliche Organisation, die sich nur im Ebenenlande dauernd bilden konnte. Die Orlamünder haben keinen Staat schaffen können, die Schlüsselburger, die noch am erfolgreichsten diesen Weg beschritten hatten, brachen unter erschütternden Umständen zusammen; nur drunten in der Ebene wuchsen Nürnberg und Hohenzollern auf, die zielbewußt auch die trotzigen Felsenburgen ihren staatlichen Bedürfnissen unterwarfen. Hier mußten sich die Herrschergrundsätze bilden, die nachmals den widerspenstigen märkischen Adel dem höheren Gedanken einer einheitlichen Staatsidee unterjochten.

Als Friedrich von Baiersdorf in das Tal der Wiesent einschwenkte, blieb er auf eigener Straße, auf der unter hohenzollerischem Geleit der Handel und auch die Kultur in die Berge gezogen waren. Noch gestattete der breite Talgrund die Anlage großer Dörfer, die mit ihren Ackerfluren erst an den schroffen Wänden der Berge haltmachten. Kaum als eine Sperre, sondern als ein Wächter der Straße reckte sich am Fuße der östlichen Berge das mächtige, einst zu Forchheim gehörige Schloß Wiesentau auf. Die bäuerlichen Gehöfte haben sich wie eine kleine Stadt um das jäh aufsteigende Gemäuer geschart, an dem einst die Straße hart vorüberzog. Erst kürzlich war bei der Streife nach den Unruhliftern auch Schloß Wiesentau in Gefahr der Belagerung gekommen. Wenigstens berichtet die Nürnberger Geschichte, daß der Besitzer des Schlosses, Dietrich von Wiesentau, ein Feind der Stadt sei, und daß ihm diese das Geleit verweigert habe. Mit dem Burggrafen Friedrich verbündet, hätten die Nürnberger 1412 das dem Wiesentau gehörige Schloß Hundshaupten auf dem Gebirge eingenommen, aber nicht zerstört. Drei Jahre später kam indessen eine Versöhnung zwischen der Stadt und dem Dietrich von Wiesentau zustande, der bereits vorher seine Bereitwilligkeit, sich mit der Reichsstadt zu vertragen, zu erkennen gegeben hatte.<sup>40)</sup> Nachmals ist das Schloß im Bauernkriege zum Teil zerstört worden.

Wenige Wochen, bevor Friedrich an Schloß Wiesentau vorüberzog, waren — wie schon seit Jahrhunderten — am Tage der heiligen Walpurgis (1. Mai) fromme Pilger diese Straße gezogen, um auf dem schroffen Walberleberge ihre Andacht zu verrichten. Vor langer Zeit, als noch kein Priester dieses Waldgebiet betreten hatte, lag auf der Kuppe ein heidnischer Kultort, von dem noch heute ansehnliche



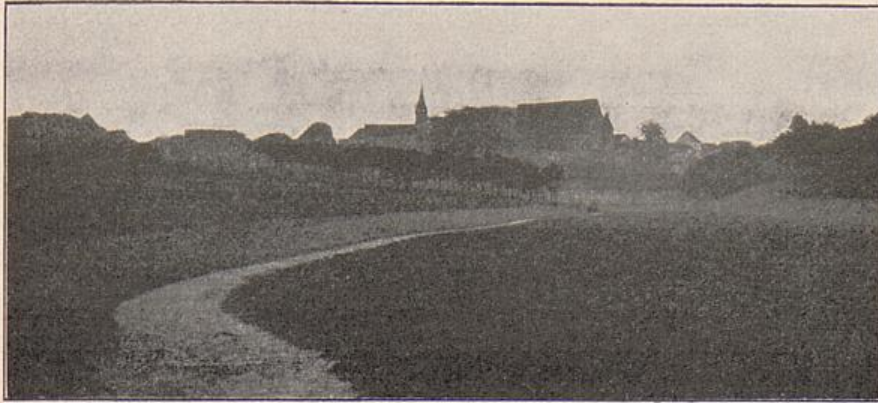


Abb. 14. Burg Wiefenthau.

Wallreste vorhanden sind. Das Christentum setzte hier eine kleine Kapelle hin, die man der heiligen Walpurgis, der 778 als Äbtissin des bei Eichstätt gelegenen Klosters Heidenheim gestorbenen Schwester des heiligen Willibald weihte. Gerade diese Heilige mit ihrem vieldeutigen Namen (Bergerin der Gefallenen) stand in dem Ansehen, den heidnischen Zauber unschädlich machen zu können; ihr waren mit Vorliebe die Stätten geweiht, an denen einstmals die Bevölkerung zur heidnischen Frühlingsfeier zusammenströmte. Ob der heilige Schauer der altgermanischen Frühlingsmythe 1412 schon völlig gewichen war, steht dahin; jedenfalls strömen noch heute viele Tausende auf den Walberleberg, um dem Christengott zu huldigen, singend und fröhlich, wie es die Frühlingsstimmung erzeugt, still und gläubig in der kleinen Kapelle. Aber abseits von dem Prozessionswege flüstert die Sage von den entthronten Göttern. Was auch die Zeit vergessen ließ, das, was den Berg unter Hunderten in der Runde zu einem nationalen Heiligtum emporhob, das webt noch in stiller Romantik weiter und wird leben, solange der Mensch noch seine Gedanken auf ein Jenseits richtet.

Am Fuße des Berges liegt Ehrenbach, als Sitz einer Pfarrei, im 11. Jahrhundert Utrihinbach geheißen, mit Beziehung auf den alten Walpurgiskultort später Kirchehrenbach genannt. Ein stiller Ort zu Friedrichs Zeit, wie heute, wo die ehemalige Landstraße einen Teil des Verkehrs an die unten vorüberziehende Eisenbahn abgegeben hat, ein Ort, der jedoch ein Jahrhundert nach Friedrich als Verbannungs-



ort des Bamberger Kanonikers Schoner ein nicht ungewöhnliches Interesse erwecken sollte. Ein merkwürdiges Schicksal hat diesen Vorläufer eines Galilei auch in seinen Lebensschicksalen mit ihm verbunden. Luthers eherne Sprache hatte auch bei den deutschen Kirchenfürsten Widerhall und Verständnis gefunden. In Würzburg und Bamberg duldeten und pflegten die einflußreichen Bischöfe Lorenz von Vibra und Georg von Limburg die lutherischen Anschauungen. Vielleicht hätte auch die Reformation in Franken festen Fuß gefaßt, wenn nicht der Tod beider Kirchenfürsten 1519 und 1522 ihr in den Nachfolgern Konrad von Thüngen und Weigand von Redwitz erbitterte Widersacher auf die Bischofsstühle geführt hätte. Verdrängt und versetzt wurden die trefflichen Geistlichen Johann von Schwarzenberg, Johann Schwanhäuser und der Kanonikus Schoner, die Humanität und Wissenschaft in echtem Renaissancegeiste gepflegt hatten. Der geschickte Mathematiker Schoner wurde nach Kirchheurnbach verwiesen, wo er seiner Wissenschaft nachging. Mathematische Instrumente, die er dort anfertigte, kaufte ihm der Kardinal Cheregati 1523 für 50 fl. ab, bezahlte sie aber nicht, mit der seltsamen Entschuldigung, daß „man Ketzer auf jede mögliche Weise bestrafen müsse“.<sup>47)</sup> Schoner ist gewiß nur ein kleiner Geist im Verhältnis zu einem Koppernikus oder einem Galilei, seine wissenschaftliche Laufbahn am Hofe edeldenkender Kirchenfürsten und seine spätere Verbannung nach Kirchheurnbach, seine Behandlung als angeblichen Ketzer sichern ihm jedoch eine menschliche Teilnahme, die durch die Tatsache, daß gerade Franken im 15. Jahrhundert in großer Anzahl mathematische Genies hervorgebracht hat, nicht vermindert wird.

Als Friedrich durch Kirchheurnbach zog, war die äußere Einheit der Kirche noch nicht gestört, obgleich der schon seit Jahrzehnten tobende Kirchenstreit die Gemüter auf das heftigste erregt hatte. Wohl aber zitterte von Prag aus, wo Johannes Hus' Lehre das Interdikt der Stadt nach sich gezogen, und wo der Burggraf selbst erst vor wenigen Wochen geweilt hatte, schon eine leise Erschütterung durch Franken. Böhmens Einfluß reichte ja bis vor zehn Jahren bis nach Erlangen; da werden die Wirkungen der Kirchenbewegungen auch nach Franken hinübergeschlagen sein. Friedrich, in dessen





Abb. 15. Der Walberleberg.

Staaten von altersher Ordnung und Sicherheit herrschten, konnte sich unmöglich mit den demagogischen Wühlereien befreunden, die leider mit der geistigen Bewegung verbunden waren. Ihm war es bei seiner Kenntnis des tschechischen Charakters jedenfalls nicht verborgen geblieben, daß hier eine Gefahr für den gesamten Kulturbesitz entstehen konnte. Daß freilich in wenigen Jahren seine eigenen Lande unter der Wucht des hussitischen Rachefeldzuges auf das fürchterlichste verheert werden sollten, das ist ihm wohl kaum in den Sinn gekommen, als er an der Wiesent entlang nach Ebermannstadt, seit 981 als villa Ebermarestadt bekannt, kam. Durch das breite Tor zog der Burggraf in den wohlbewehrten Ort.

Andere Gedanken mögen den Burggrafen bewegt haben, als er nach dem Verlassen Ebermannstadts die stolzen Schlösser Neideck und Streitberg, das eine im Osten, das andere im Westen der Wiesent, erblickte. Wie in der Mark das Geschlecht der Anhaltiner nach einem glänzenden Aufstieg plötzlich erlosch, nachdem Waldemar ihre Grenzen bis zur pommerischen Drage und bis an die schlesische Neiße erweitert hatte, so waren die Herren des Wiesentgrundes fast zur selben Zeit ohne männliche Erben erloschen. Es waren die Schlüsselberger, die es im 13. Jahrhundert verstanden hatten, den größten Teil des kleinen Adels der fränkischen Schweiz sich dienstbar



zu machen, weil sie ihre Macht aus den Bergen immer mehr in breiter werdende Ebene des Wiesentgrundes hineinschoben. Zu ihren Besitzungen gehörten Waischenfeld, Rabenstein, Rabeneck, Muggendorf, Neideck, Streitberg, Ebermannstadt; bis über Pottenstein hatten sie Fuß gefaßt; bei Bamberg, jenseits der Regnitz, selbst im entfernten Speßart hatten sie Güter. Eberhard II. von Schlüsselberg verbündete sich 1248 mit dem Bistum Bamberg gegen die Grafen von Truhendingen. Sein Sohn Konrad war mit Leufardis, Tochter des Burggrafen Konrad von Nürnberg verheiratet, deren Mutter eine Habsburgerin, und deren Großmutter eine Hohenstaufferin waren. So wiesen alle Anzeichen darauf hin, daß sich am Fuße des Gebirges eine Territorialmacht entwickeln würde, die auch dem hohenzollerischen Staate gefährlich werden konnte. Da starben 1308, 1313 und 1321, in demselben Jahre, in dem das Askanierhaus in Brandenburg erlosch, alle männlichen Schlüsselberger bis auf den letzten und mächtigsten, Konrad, der nur drei Töchter hinterließ.

Mit Ludwig dem Bayern, dem späteren Kaiser, in Freundschaft und politischer Gesinnung verbunden, war er diesem Fürsten in allen Wechselfällen eine treue Stütze. In der siegreichen Schlacht bei Mühlberg, wo er an der Seite Seyfried Schweppermanns und des Burggrafen Friedrich von Nürnberg des Reiches Sturmfahne gegen Albrecht von Österreich trug, erwarb er sich den unauslöschlichen Dank seines Kaisers. Seine Tapferkeit, seine diplomatische Gewandtheit, sein kristallklarer, offener Charakter konnten nicht ersetzen, was ihm das Geschick versagte: einen Erben seines Hauses; sie konnten nicht verhindern, daß sich schon zu seinen Lebzeiten die Blicke der stets ländergierigen Bischöfe von Bamberg und Würzburg auf sein Gebiet richteten. Tragisch war der Untergang Konrads in einem Kriege, der — wir können's auch heute noch nicht anders beurteilen — wegen einer Nichtigkeit geführt wurde. Es ist nicht ersichtlich, welche Gründe ihn veranlaßt haben, den durch seine Besitzungen gehenden Handelsweg zwischen Nürnberg und Norddeutschland — denselben, den 1412 Burggraf Friedrich VI. 303 — zu sperren, um eine Abgabe zu erheben. Er errichtete eine noch heute erkennbare Sperrmauer zwischen den Burgen Streitberg und Neideck, die aber die Interessen der Burggrafen Johann II. und Albrecht des





Abb. 16. Burg Weideck 1839.

Nach Ludwig Richter.

Schönen verletzte, weil diese kurz vorher vom Kaiser Ludwig das Geleit über Erlangen und Nürnberg erhalten hatten. Da Konrad nicht nachgab, so belagerten ihn die Brüder im Bunde mit den Bischöfen Friedrich von Bamberg und Albrecht von Würzburg, die beide dem Geschlecht der Hohenlohe angehörten, in seinem festen Schlosse Weideck. Durch ein tückisches Steingeschoss fand der letzte Schlüsselberger 1347 seinen Tod; in demselben Jahre starb sein kaiserlicher Freund Ludwig. In dem Vertrage von Iphosen 1349 erhielten die Burggrafen von Karl IV. einen Teil der erledigten Schlüsselberger Reichslehen; sie verzichteten aber auf Weideck, Streitberg, Eberstadt und andere Besitzungen, die beiden Bischöfen gemeinsam zufielen, später indessen von Bamberg allein erworben wurden. Die Töchter gingen leer aus oder erhielten eine spärliche Geldentschädigung. Noch 1360 flagte Sophie von Hohenzollern, eine Tochter Konrads I., vergeblich auf die Herausgabe des Schlüsselberger Erbes.

Das ehemalige schlüsselbergische Gebiet fiel zum größten Teile an Bamberg mit Ausnahme der Burg Rabenstein, wo der Burggraf von Nürnberg gebot. Besondere Besitzverhältnisse bestanden in Streitberg, über das Friedrich VI. ziehen mußte, um nach der Plassenburg



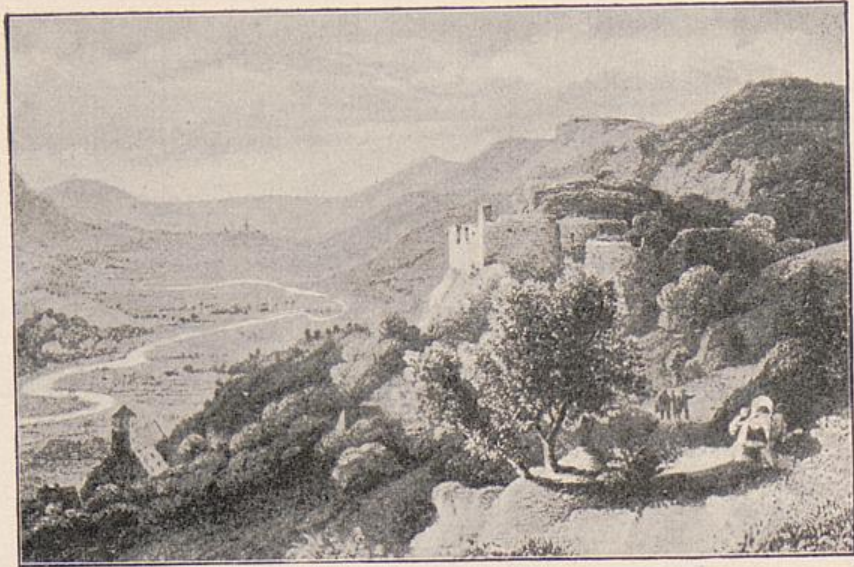


Abb. 17. Burg Streitberg 1839.  
Nach Ludwig Richter.

zu gelangen. Die schon 1109 als Stribuhel erwähnte Burg gehörte einem gleichnamigen Geschlechte, das später den Schlüsselbergern lehnspflichtig war. Bereits 1324 verstanden es die Bamberger, deren politische Wühlarbeit man überall in Franken spürte, auch in Streitberg durch Erwerb eines Viertels festen Fuß zu fassen. Mit zäher Energie hat Bamberg den Besitz dieser Burg festgehalten, die für die Sicherheit der alten Handelsstraße von der größten Wichtigkeit war. Und wenn es auch den Hohenzollern Anfang des 16. Jahrhunderts gelang, von den Herren von Streitberg das Schloß und Dorf mit den zugehörigen Dörfern und Zinsen zu erwerben und — mit Opfern freilich — gegen die Ansprüche der Familie sicherzustellen, so hatte Bamberg doch die Gebiete in der Runde derart behauptet, daß Streitberg noch Ende des 18. Jahrhunderts völlig von bambergischem Gebiet umschlossen war. Politisch hatte dies allerdings nicht viel zu bedeuten, weil das Geleit über Streitberg den Burggrafen zustand, dagegen war diese Territorialzersplitterung eine Quelle dauernder Unruhe für die Gegend. Die bambergisch gesinnten Ebermannstädter versuchten wiederholt, den hohenzollerischen Untertanen des Amtes Streitberg eins auszuwischen. Noch 1787



arteten diese gegenseitigen Neckereien in einen kleinen Krieg aus, in dem mit Unterstützung der Ebermannstädter an 700 Bambergische gegen den Ort Streitberg zogen, dessen streitbare Mannschaft aus 25 bis 30 Mann und 30 Muggendorfern bestand. Trotz dieser Minderzahl verloren die Streitberger den Mut nicht, sondern griffen die Gegner kocklich an und schlugen sie in die Flucht. Die Überlieferung erzählt von einem tapferen Schneiderlein, das, nachdem es sein Blei verschossen hatte, nach Streitberg lief und gläserne Hemdknöpfe holte und verschoss.

Als Friedrich 1412 nach Streitberg kam, stand das in dem Kriege Albrechts Alcibiades 1553 zerstörte Schloß noch in kriegshafter Wehr. Erst 22 Jahre waren vorüber, seit es die Besitzer Reimar und Eberhard von Streitberg gewagt hatten, dem Markgrafen von Meissen die Fehde anzusagen.<sup>48)</sup> Es ist unbekannt, aus welcher Ursache und mit welchem Ausgange. Die Fehde scheint nur auf dem Papier geblieben zu sein. Möglicherweise lebte noch einer dieser Brüder 1412 und konnte den Burggrafen empfangen. Die gegenüberliegende, dreifache Burg Neideck, in der der letzte Schlüsselberger so tragisch geendet hatte, brauchte Friedrich nicht zu berühren. Vielleicht hatte der Schloßherr — es ist nicht sicher, ob es ein Stübich oder ein Ochs war — sich gleichfalls angeschlossen, als der Burggraf durch das „lange Tal“, wie das Wiesenttal 1399 genannt wird, gezogen kam. Für die Sicherheit des Weges hatte Friedrich gesorgt. Das war nötig, denn unterhalb des Schlosses Streitberg begann das „gsteig“, ein beschwerlicher Aufstieg zum Gebirge, der von der oberhalb gelegenen Burg leicht zu sperren war. Ein prachtvoller Ausblick lohnte den Aufstieg. Unten in der Niederung floß die muntere Wiesent; im Süden grüßten die Mauern und Türme von Ebermannstadt herauf, und hinter ihnen im verschwimmenden Dunst ragte der breite Rücken des Walberleberges auf. In gleicher Höhe, etwa  $\frac{1}{4}$  Meile entfernt, lag am gegenseitigen Hang das 1553 gleichfalls zerstörte, heute im Besitze einer, im Weiler Hag seit 500 Jahren ansässigen Bauernfamilie Wunder befindliche Neideck. Ganz im Hintergrunde, wo sich die Bergabhänge zu vereinigen scheinen, liegt, von der Höhe allerdings nicht sichtbar, das alte Muggendorf, wo der sagenberühmteste der fränkischen Raubritter, Eppeler von Gailen (ur-





Abb. 18. Das „Gsteig“ bei Streitberg, abwärts.

fundlich 1375 Effelein von Geyling), ein Haus besessen haben soll,<sup>52)</sup> wo nachmals Luther auf einer Wiese, „die Stille“ genannt, den Muggendorfern gepredigt hat. Friedrichs Kenntniss von den Taten Eppeles stand wohl auf einem sicheren Grunde, als ihn die Sage nachträglich geschaffen hat. Einem bei Rothenburg o. T. stehenden Schlosse Gailingen entstammend, hat der Ritter besonders den Nürnbergern viel zu schaffen gemacht, bevor er 1381 zu Neumarkt, die Sage nennt Nürnberg, als Straßenräuber hingerichtet wurde. Manche Züge der Volksage, die von der eingedrücktten Hufe seines Rosses auf der Nürnberger Mauer, von seiner Fähigkeit, wie der Wind von Burg zu Burg zu fliegen, spricht, sind mythologisch. Von Dramaisel soll er über Felsen hinweg nach Muggendorf, ein andermal über die Wiesent, über einen Heuwagen, über acht vorgeschobene Wagen und immer mit einem Gefolge von 13 Reitern geflogen sein. Die Mythe, von der Kapelle der heiligen Walpurgis von der Höhe des Berges verdrängt, floh in die Niederung, wo sie im stillen weiterblühte und auf Volkshelden übertragen wurde.<sup>40)</sup>

In der sagenhaften, im Dämmer der Vorzeit liegenden Geschichte des Wiesentales, die auch nach Friedrichs Zug unverdrossen weiterwebt, steht dieses Ereignis wie eine weltgeschichtliche Episode.



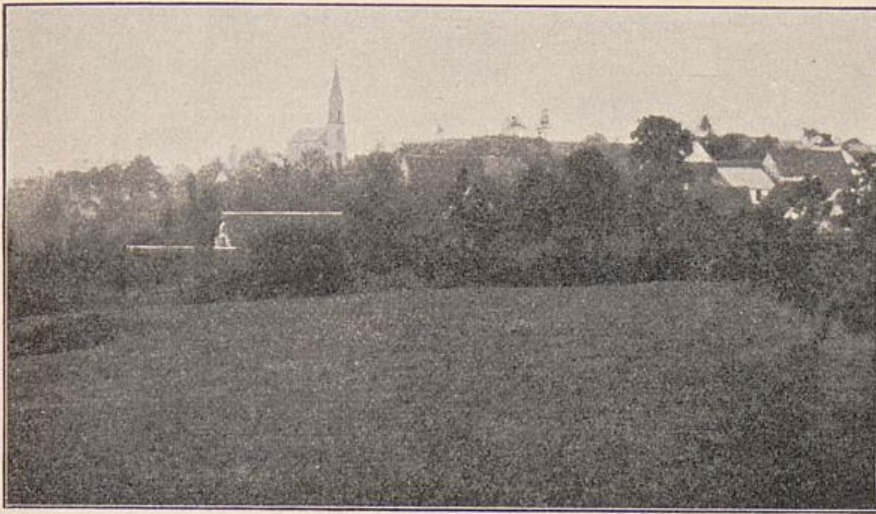


Abb. 19. Wüstenstein.

Aber die Kunde von dem Zuge hat sich nicht im Volke erhalten; sie ist untergegangen in der Fülle lokaler Ereignisse, wie der Anlauf auf eine große Staatenbildung sich gebrochen hat an den vielen Bergen dieses Gebietes. In großen Windungen zieht sich der Weg über das wellenförmige Gelände an Ober-Fellenberg und dem ehemals wendischen Gößmannsberg vorbei nach Burg Wüstenstein, in ihrer Glanzzeit den Freiherren von Nuffesß gehörend, heute eine malerische Ruine, die in dem großen Bauernaufstande des Jahres 1525 zerstört, später wieder aufgebaut und wahrscheinlich in den Hussitenkriegen vollends vernichtet wurde. Nachdem sie bereits 1378 dem Burggrafen Friedrich V. versprochen war, verkaufte Ulrich von Nuffesß seinen Anteil 1405 an Friedrich VI., der jetzt also wieder auf eigenem Boden weilte.

Was die Technik einer neuen Zeit geschaffen hatte, den Hauch einer entlegenen Romantik hat sie nicht von diesem Wege entfernen können, der in kaum 1½ m Breite sich von Wüstenstein nach Nuffesß zieht. Überall blickt durch die Aufschüttung von Sand und Geröll der nackte Fels hindurch, an den auch die Hufe der burggräflichen Rosse geschart haben. Gewiß haben sie nur mit Mühe den Weg durch die wuchernden Schlehdornhecken an den Seiten gefunden, die das einstige Urwald Dickicht immer wieder erobernd über





Abb. 20. Straße bei Wüstenstein.

die ihm mühselig abgerungenen Felder sandte. Über eine Felsenschwelle, von der aus sich Wüstenstein noch einmal in mächtiger Breite zeigt, senkt sich die Straße tiefer und tiefer zu dem einsam gelegenen Draifendorf, um dann, dem Laufe der Aulseß folgend, zu der festen Burg der Freiherren von Aulseß zu leiten.

Die uralte Burg befand sich schon seit Anfang des 12. Jahrhunderts im Besitze der Familie. Auch hier versprach Otto von Aulseß mit dem erwähnten Wüstenstein dem Burggrafen Friedrich V. „als seiner rechten Herrschaft zu dienen und zu gewerten“. Doch scheint diese Abhängigkeit durch ältere Verpflichtungen gegen Bamberg, in dem bis 1421 ein Aulseß als Bischof waltete, eingeschränkt gewesen zu sein. Die Söhne des genannten Otto öffneten ihre Burg 1343, 1355 und 1361 den Bambergern, 1342 und 1349 aber den Burggrafen Johann und Albrecht von Nürnberg. Die Burg war ein sogenanntes Ganerbe, über das nur die gesamte Familie verfügen konnte, ein Besitzrecht, das sich gerade in Franken ausgebreitet hatte. 1364 verkaufte Hans von Aulseß seinen Anteil mit allem Zubehör an Friedrich V., der auch die anderen Glieder in einer Fehde durch Eroberung ihrer Schlösser Aulseß, Freiensfels und Wüstenstein 1378 zwang, die burggräfliche Lehnsoberrherrschaft anzuerkennen. Das mächtige Bauwerk muß schon damals von ge-





Abb. 21. Burg Nuffsch.

waltiger Ausdehnung gewesen sein, denn in dem Burgfriedevertrag von 1395 werden erwähnt: der noch bestehende viereckige Wartturm, das 1136 schon bestehende Steinhaus, eine innere 15 m hohe, gleichfalls noch vorhandene Ringmauer mit hölzernem Umgange und eine äußere Mauer, die einen Zwischenraum, Mäntat, einschloß, ferner Torwehre, zwei innere, drei äußere Tore, ein Türchen und ein Graben, Kennmaten, die Kapelle des heiligen Panfratius und Blasius, Kaplanhaus, Stallungen und Vorratskammern. In dieser geräumigen Burg, von der überdies Ulrich von Nuffsch zwei Jahre vorher seinen Anteil an Johann von Nürnberg verkauft hatte, konnte der Burggraf wieder eine größere Ruhepause machen. Die späteren Zerstörungen durch die Hussiten 1430, durch die Hollfelder Bürger 1525 und durch die Kroaten 1633 werden nicht allzuschwer gewesen sein, denn die Wiederherstellung 1677 des noch heute im Besitz der Familie befindlichen Schlosses hat den alten Zustand bis in unsere Tage gesichert.<sup>50)</sup>

Weitab vom flutenden Tagesverkehr liegt Nuffsch. Der beschwerliche Weg über Wüstenstein und Streitberg stellte eine schwache Verbindung mit Forchheim und Nürnberg her, ein gleicher, dem Lauf des Nuffschbaches folgend, leitet von hier aus nach dem Norden. Wie alle Bäche der schluchtenreichen fränkischen Schweiz, ist auch die Nuffsch ein fröhlich munterer Wasserlauf, der aber im Frühjahr





Abb. 22. Hollfeld.

recht ungemütlich werden kann. Dann schäumen und toben die Gewässer weit über die Ufer, dann können sie wohl, wie erst 1909, altersgraue Steinbrücken in ihrer dahinschießenden Wucht zersprengen, als ob sie Kinderspielzeug seien. Es hält sich aus diesem Grunde der Weg an der Seite, wohin die Wasser kaum hinaufreichen. Bei Sachsendorf, das vielleicht auf eine Kolonie Karls des Großen zurückgeht, verläßt die Straße das Nuffesttal, um die Wasserscheide zwischen ihm und der im Bogen nach Süden, nach Müggendorf ausweichenden Wiesent zu überschreiten. Eine einsame Betsäule, die fromme Gesinnung wohl noch vor Friedrichs Zug errichtet hatte, steht am Wege. In weiter Ferne erhebt sich machtvoll ein Berggebiet, über dem — waldumflossen — das von hohenzollerischen Markgrafen im 18. Jahrhundert erbaute, jetzt in stiller Einsamkeit dahinträumende Schloß Sanspareil liegt. Über den mählich geneigten Abhang zieht die Straße einsam ihre Bahn hinunter zur Wiesent und zum mauerumwehrten Städtlein Hollfeld, dem Ausgangspunkt der Christianisierung der Umgebung.



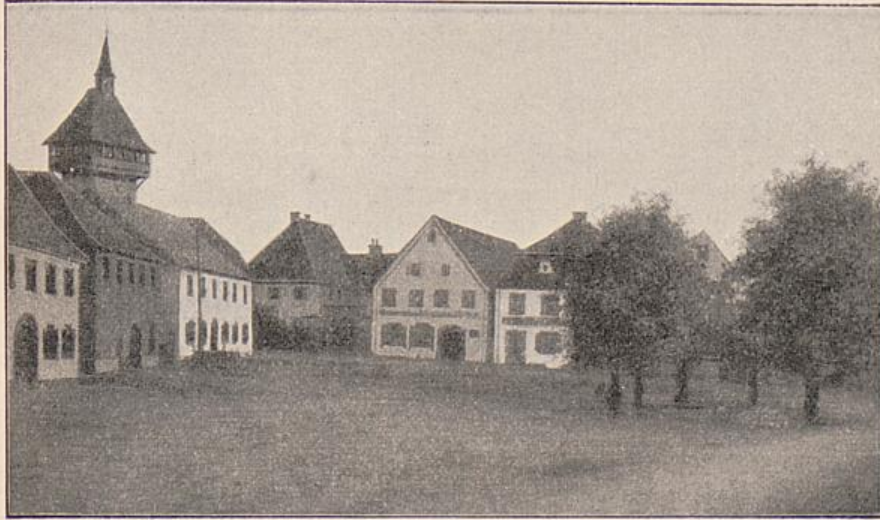


Abb. 23. Marktplatz in Hollfeld.

Von Bamberg her kamen die christlichen Sendboten, ohne besondere Mühen gewannen sie die spärliche, in den waldumwachsenen Tälern sitzende slawische Bevölkerung. Deutsche Dörfer entstanden neben den festen Burgen; in Hollfeld aber hat sich frühzeitig die kirchliche Verwaltung festgesetzt. Die Pfarrei ist 1166 schon vorhanden, die die Oberaufsicht über die Kirchen der Umgebung führte. Feste Mauern umzogen das auf hohem Berge liegende Städtchen; dem Anprall der Hussiten konnten sie indessen ebensowenig widerstehen wie Ebermannstadt, Waischenfeld, Pottenstein, Nussfuß und manche andere Burg in der Runde. Das Unglück hat, nachdem die Stadt im Bauernkriege, in dem sie Erleichterung der drückenden Lasten verlangte, mit blauem Auge davongekommen war, sich in den Kriegszügen Albrechts Alcibiades wiederholt. Das gab der Stadt einen höchst malerischen Zug. Hierhin flüchteten die Edelleute, als die wütenden, von ihren Herren drangsalierten Bauern 1525 die Schlösser in den Bergen brachen; hier fand freilich auch das Gericht über die gefangenen Untertanen statt, hier forderten die Bewohner zuerst die Änderung der Predigt. Es ist dürre Geschichte, die in dieser Stadtentwicklung hervortritt, eine Geschichte, die eingengt ist, wie die Berge das Tal eingeschränkt haben. Nichts von einem persönlichen Leben, nichts von einer inneren Entwicklung finden wir.





Abb. 24. Straße in Hollfeld.

Was an Tragik sich vollzieht, ist von außen herangetragen. Und diesem Bilde entspricht die äußere Hülle. Ein übergroßer, sich fast zwischen zwei Stadttoren erstreckender Markt, in der Mitte ein von einem Säulenbau überdeckter Ziehbrunnen, wenige Straßen, die sich in jähem Sturz zur Neustadt herabsenken, das sind die einzelnen Linien dieses Stadtgebildes. Die Bürgerhäuser sind einfach, die Stadtkirche ist in eine Ecke des Marktplatzes gezwängt, wo sich ein altes Stadttor bequem zum Kirchenturm hat wandeln lassen, und doch ist das Ganze nicht ohne besonderen Reiz. Der Hauch einer großen Geschichte ist nicht nach Hollfeld gedrungen, was aber aus den müden Zügen dieses Städteantlizes spricht, verkündet ein Altern, das im stillen Walten der Jahrhunderte vor sich gegangen ist. Die Tragweite des Zuges, der Anfang Juni 1412 durch Hollfeld ging, war den meisten Teilnehmern selbst nicht bekannt. Wie sollten die Bürger auf solche Gedanken kommen, als der letzte Reiter aus dem Osttore den Blicken entschwunden war!





Abb. 25. Stadttor in Hollfeld.

Wenige hundert Meter hinter Hollfeld steht am Wege ein verwitterter Stein, auf dem man die unsicheren Linien eines Kreuzes erkennen kann. Hier sollen einst, als man die Juden aus Hollfeld getrieben hatte, einige gesteinigt worden sein. Nach einer anderen Lesart wären an dieser Stelle drei Juden totgeschlagen und beraubt worden. Die Tatsache könnte möglich sein, wenn auch die Urkunden darüber nichts verkünden. Dagegen

sagen sie, daß er bereits vorhanden gewesen sein mußte, als Friedrich hier von Hollfeld vorüberzog. In einer Wegebeschreibung bekundet Friedrich von Aufseß 1413 aus seiner fünfzig Jahre zurückliegenden Erinnerung, daß der Bischof von Bamberg „allweg das geleit nam bey dem frewcz enseit keynach, vnd bey dem frewcz enseit holvelt auf dem Rinderberg“. Auch Eberhard von Wiesenthau erinnerte sich 1416 dieses Kreuzes jenseit des Dorfes Khaynach.<sup>51)</sup>



Abb. 26. Kreuz zwischen Hollfeld und Khaynach.

Bald senkt sich die Straße wieder hinunter in das Tal, wo an dem gleichnamigen Bache das Dorf und die kleine, ehemals bambergische Burghut Khaynach liegen. Erst drei Jahre war sie in dem Besitz der Aufseß, als der Bauernaufstand auch sie zerstörte. Das gegenwärtige, von meterdicken Mauern erbaute Schloß-





Abb. 27. Straße bei Wonsees.

chen ist erst eine Schöpfung aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts.

Tief im Schatten der tannenbewachsenen Hänge zieht die Straße dahin, an kleinen saftigen Matten oder an schroffen Felswänden vorüber nach Wonsees und weiterhin nach Schirradorf. Beängstigend drängen sich die Felsen an die schmale Straße, über der einst vor ungezählten Jahrtausenden die wildschäumenden Gewässer durch die engen Wände quirlten und dabei jene überhängenden Bogen ausspülten, die heute noch von den Naturereignissen der Urweltzeit Zeugnis ablegen. Freier atmet die Brust, wenn diese Schlucht, in der sich der große Ort Schirradorf festgenistet hat, überwunden ist und die Straße wieder auf der Höhe weiterführt. Wo ein alter Wegstein wie ein altes Grabdenkmal im Boden versunken ist, da mündet sie in die von Bamberg kommende Straße, um mit ihr vereint zu dem tief gelegenen Flecken Kasendorf hinabzusteigen. Hier auf der Höhe, die durch eine Felsenbarre von der zwischen dem roten und weißen Main gelegenen diluvialen Geröllschuttebene getrennt ist, zeigt sich den Blicken zum ersten Male die Plassenburg in ihrer be-





Abb. 28. Kasendorf.

herrschenden Lage wie leuchtendes Juwel im Sonnenlichte, duftumschleiert, wenn Wolken am Himmel stehen.

Noch liegen zwei Meilen zwischen der Straße und der Plassenburg, noch heißt es den jäh sich herabsenkenden Weg bis nach Kasendorf zurückzulegen, ehe man auf nahezu ebener Straße weiterziehen kann. Auch Friedrichs Mannschaft, die den Kreuzstein noch aufrecht stehen sah, stieg den steilen Weg hinunter, um sich vielleicht auf dem geräumigen Markte eine kurze Rast zu gönnen. Nach einer kurzen Steigung tauchte der Zug noch einmal in die Schatten eines Talwaldes hinab. Im Rücken lag Kasendorf mit seiner alten Burg, deren Turm, der sogenannte Magnus, der Sage nach von Albrecht Alcibiades erbaut worden, in Wahrheit wohl einem älteren Geschlecht zuzuschreiben ist. Nur wenige hundert Meter weiter, und die Berge öffnen sich. In der Ferne verschwimmen die Umrisse des Ochsenkopfes, der höchsten Erhebung des Fichtelgebirges, mit den mächtigen Ketten der ihm vorgelagerten Berge. Die Plassenburg verschwindet noch einmal, bis beim Austritt aus dem Dunkel des Waldes rechts



die Geröllauflschüttung zwischen den beiden Armen des Main und darüber in wuchtigeren Linien die Türme und Mauern der alten Feste erscheinen. Bei dem Dorfe Katschendorf findet das bergige Gelände ein Ende, das sich zungenförmig in die Mainebene vorschiebt. Auf der linken Seite rundet sich der Gebirgsstock in einen flachen Bogen aus, auf dem das Dorf Frankenberg liegt. Zwischen beiden Aufhügelungen folgt die Straße einer natürlichen Einsenkung mit der Richtung auf eine kleine Erhebung, die sich hart in den Winkel zwischen den beiden Mainarmen hineinschiebt. Auf ihm steht das altersgraue Schloß Steinenhausen der Freiherren von Guttenberg.

Als der Burggraf Friedrich an dem Schloß vorüberzog, dürfte er ihm kaum eine besondere Beachtung geschenkt haben. Für uns aber taucht angesichts des Burghügels eine inhaltvolle Frage auf. Im Jahre 170 nach Christi Geburt etwa erwähnte der römische Schriftsteller Ptolemäus eine Stadt Moenosgada, die, wie der Name bezeugt, irgendwo im Maintal gelegen hat. Viele Punkte sind als das alte Moenosgada angesprochen und mit guten Gründen verteidigt worden; unbedingt überzeugend ist die Identität mit keinem Orte nachgewiesen. Auch mit Steinenhausen nicht. Und doch wird man, wenn man allein die Lage in Betracht zieht, sich vielleicht für Steinenhausen entscheiden müssen. Gern folgt der Gedanke einer Vorstellung, die einen der ältesten Kulturmittelpunkte Germaniens mit dem Aufstieg der Hohenzollern verbindet. Drunten im Mainwinkel eine vorgeschichtliche Stätte — in ihren Überresten vielleicht schon längst von den atmosphärischen Wassern in den Main hinabgespült —, die ein einziges Sprachdenkmal zu dem Wahrzeichen einer verschwundenen, aber in unserem Denken noch lebhaft nachwirkenden Kultur erhebt, drüben am Abhang thronend die Plassenburg, die alt schon war und eine glänzende Geschichte hinter sich hatte, als Burggraf Friedrich von Steinenhausen heranzog. Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit ihr an, die von Franken über Brandenburg zu einem großen Alldeutschland emporsproßt, und die mit ihren Wurzeln in den dunklen Schächten der antiken Kultur steht.



## Die Plassenburg.

Zwei Menschenalter war die Burg schon im Besitz der Hohenzollern, als Friedrich VI. im Juni 1412 sie vor seinem Zuge in die Mark besuchte; aber ein volles Jahrhundert vorher hatte sie den Grafen von Meran und denen von Orlamünde als Hauptsitz gedient. Ihre Anfänge sind von Dunkel umhüllt. Nur zögernd hellt es sich auf, als mit dem Auftreten der Herren von Andechs und Meran, die das Berggebiet von dem mächtigen Dynastengeschlecht der Babenberger vermutlich durch Heirat erworben hatten, die staatenbildende Tätigkeit dieser südbayerischen Familie auch den oberen Main erfaßte. Sie verlegten eine ältere Burg, nach der sie sich auch als Grafen von Plassenburg bezeichneten, an die Stelle der Plassenburg. 1246 wird sie bereits als neues Schloß bezeichnet, während das alte Schloß langsam wieder in Vergessenheit geriet. Otto I., der größte der Andechs, dessen Macht in Burgund, Tirol, Istrien und Franken entscheidend war, dessen Stimme in Frankreich und Ungarn, wo zwei Meranerinnen auf dem Thron saßen, gehört wurde, hatte mit Vorliebe in Franken geweiht. Sein Sohn Otto II. war der Erbe seiner Herrschaft, aber nicht seiner Erfolge. Als er 1248 starb, nach einer unverbürgten Sage soll er auf der von ihm verlegten Plassenburg eines gewaltsamen Todes geendet sein, standen nur vier Töchter an der Bahre, von denen Elisabeth einen Teil der Herrschaft an ihren Gatten, den Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg, Beatrix einen anderen mit der Plassenburg an die Orlamünder Grafen brachte.

Ein dunkler Schatten ruht auf dem Zweige der in Thüringen weit verbreiteten Familie. Schon ein Jahr nach dem Tode Otto II., 1248, folgte ihm sein gleichnamiger Schwiegersohn, den die Geschichte als den Großen bezeichnet. Seine Gattin Beatrix, eine der größten Frauen, die auf Deutschlands Thronen gesessen haben, rettete durch Mut und Standhaftigkeit ihr Erbe gegen die Ansprüche Bambergs, aber sie hinterließ ein schwaches Geschlecht, das nichts von ihrer Größe und Klugheit überkommen hatte. Der große Länderbesitz geriet zum Teil in andere Hände oder wurde verpfändet. Der letzte kinderlose Orlamünder, Otto IV., konnte der finanziellen Bedrängnis nicht anders entgehen, als daß er mit seinem Oheim, Johann II. von



Abwehrtung des Schloss Plassenburg mit sampt seiner Befestigung.

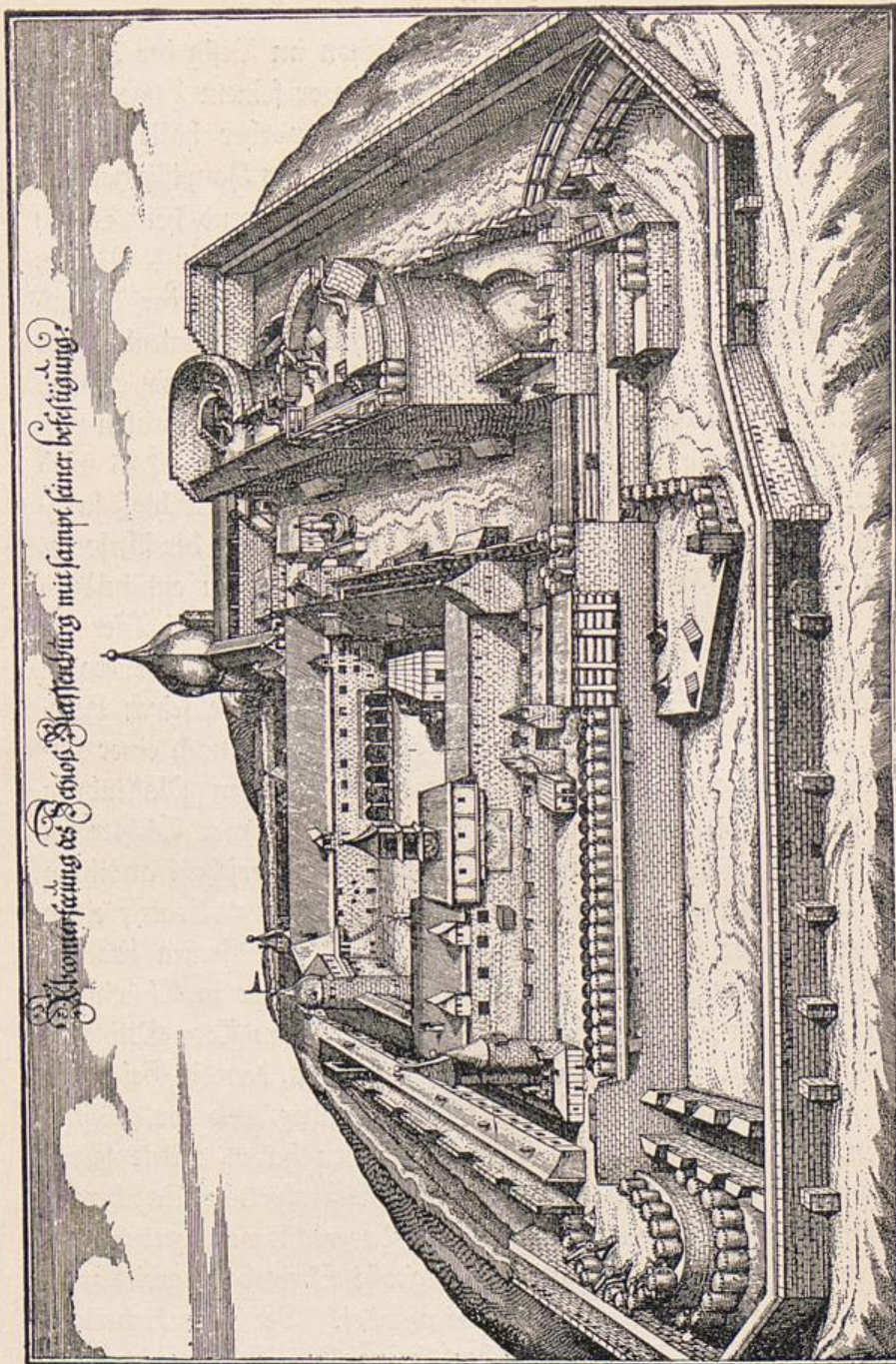


Abb. 29. Die Plassenburg um 1554. (Aus dem Burgwart.)  
Nach einem im Besitz des Herrn Professor Rodolff Ebhardt befindlichen Stich.



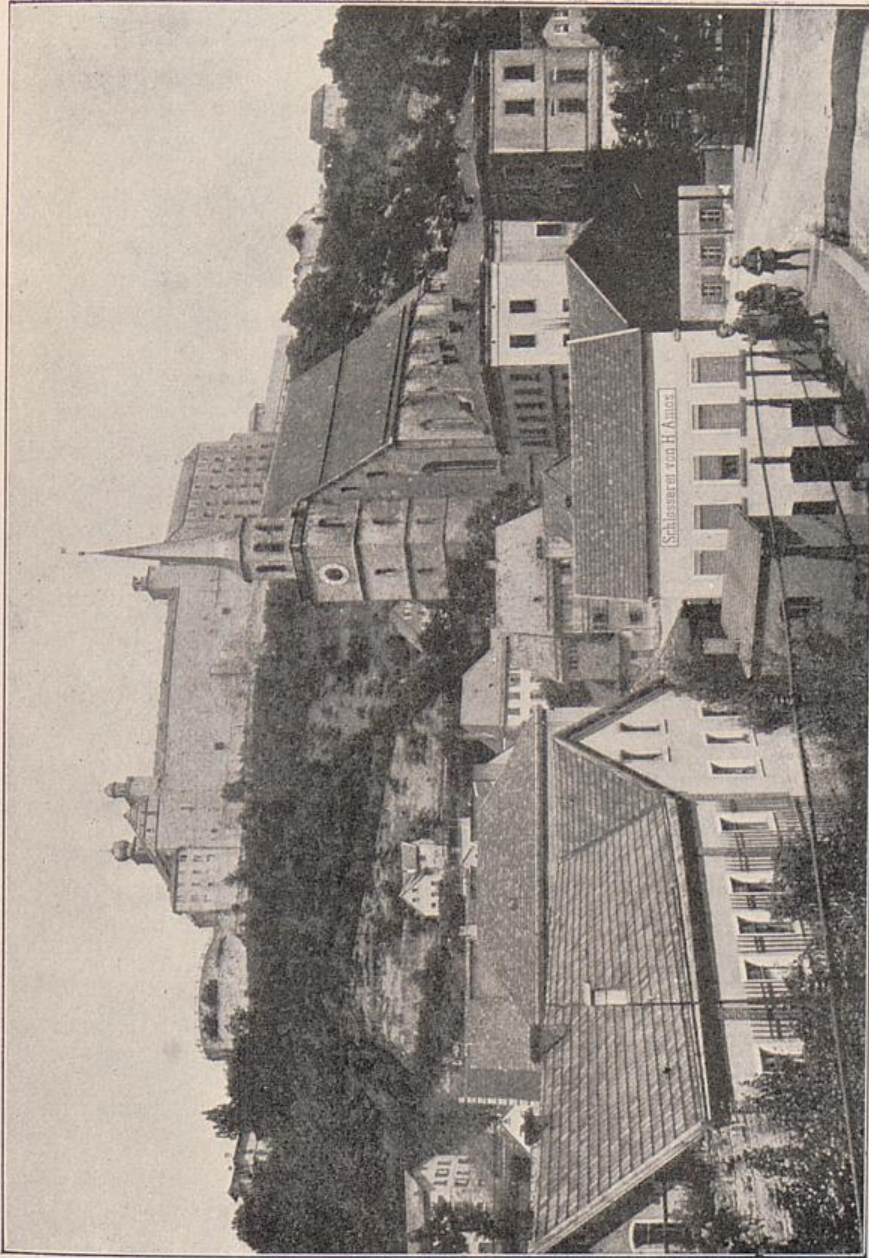
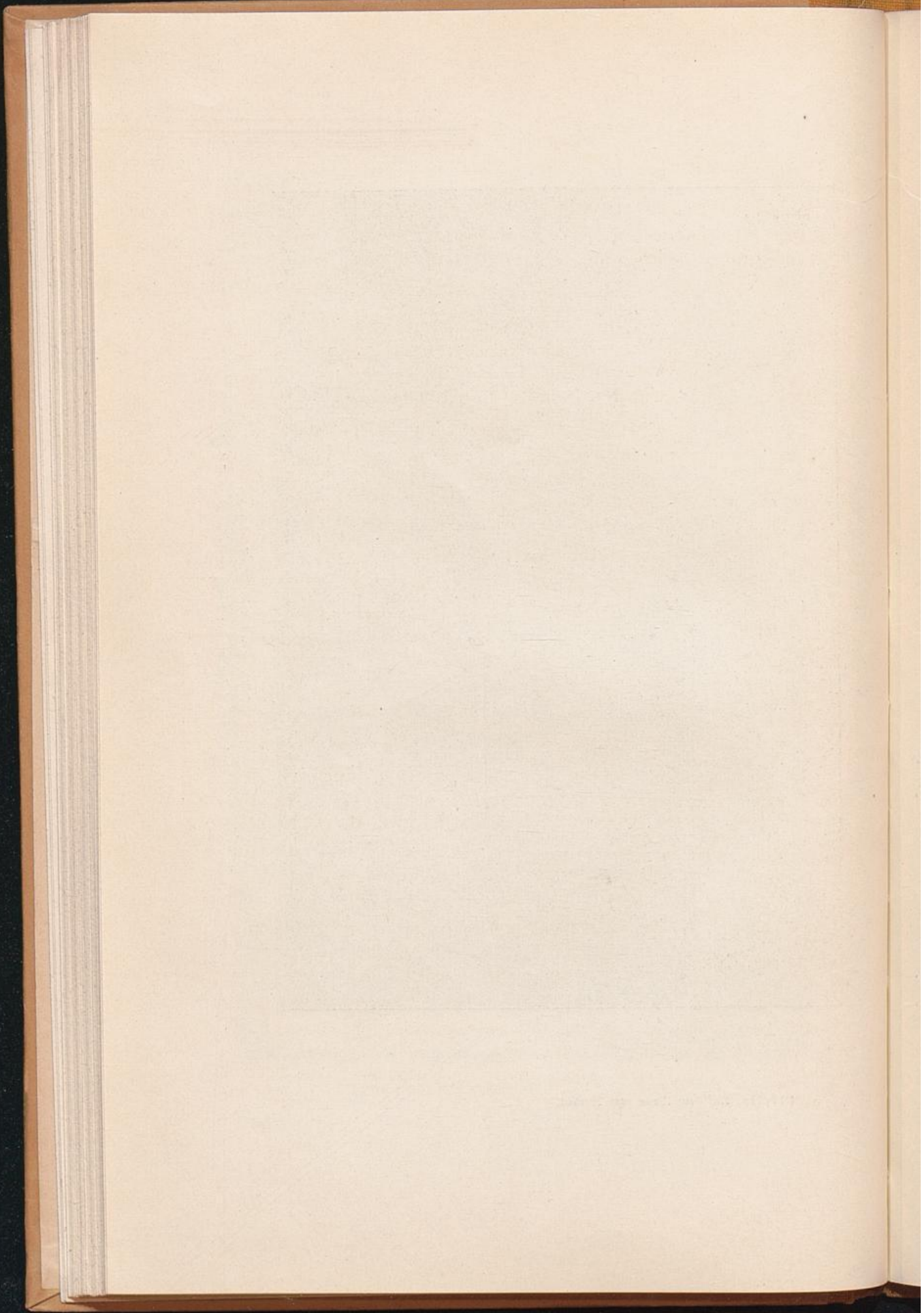


Abb. 50. Die Plassenburg.  
Nach einer Aufnahme des Herrn Professor Bobo Ebhardt.

5 Mielke, Auf dem Wege zum Kurhut.

nach einem im Besitz des Herrn Professor Bobo Ebhardt.







Nürnberg, 1338 einen Pfandvertrag abschloß, nach dem die Stadt Kulmbach, der Zoll auf allen Straßen und verschiedene Besitzungen gegen 4000 Pfund Haller Münze abgetreten wurden. Sollte Otto kinderlos sterben, dann sollte die Herrschaft Plassenburg mit allen Städten, Festen und Werten an das Haus Hohenzollern fallen. Der Fall trat 1341 ein, und Plassenburg kam an die Burggrafen von Nürnberg.

Als ein weniger erfreuliches Vermächtnis erhielten die Burggrafen die Sage von der Weißen Frau, deren Urbild von vielen Geschichtschreibern in der letzten Gräfin Kunigunde von Orlamünde, gesehen wurde. Was darüber gefabelt wurde, ist haltlose Vermutung, die erst im 16. Jahrhundert auftauchte, als man im Kloster Himmelkron die Gräber zweier unbekannter Kinderleichen auffand. Schnell war die Sage bei der Hand, die gern das Aussterben großer Geschlechter nach ihrer Weise deutet. Sie knüpfte an die Tatsache an, daß nach dem Tode Otto IV. noch eine Orlamünderin, die Gräfin Podifa von Schaumburg, verhanden war, deren Herkunft und Zugehörigkeit zu dem Geschlecht dunkel ist, die aber von den Hohenzollern vertraglich abgefunden wurde. Die Weiße Frau soll zuerst 1486 in Bayreuth, also 145 Jahre nach der Besitznahme der Plassenburg, erschienen sein; in der fränkischen Sagenwelt wird sie indessen schon lange im Dunkeln als ein Ausklang des altgermanischen Baldurmythus geblüht haben,\*) um dann nach der ersten öffentlichen Anerkennung von furchtsamen Gemütern oder — in einzelnen Fällen ist das erwiesen — von Schwindlern immer wieder ans Licht gezogen zu werden. Wo Tatsachen fehlen, da klanmert sich die Sage gern an Bildwerke. In der Plassenburg werden zwei Bildnisse als Weiße Frau angesehen; ein drittes ist später nach Bayreuth gelangt.

Johann II., derselbe, der 1345—1346 die Mark Brandenburg als Statthalter des Kaisers verwaltete, hinterließ seinem Sohn Friedrich V. mit seinen übrigen Besitzungen auch die Plassenburg. Glückliche Jahre verlebte dieser Fürst mit seiner Gattin Elisabeth auf

\*) Weiß ist die alte Trauerfarbe, die erst im 17. Jahrhundert verdrängt wurde. Daher ist jede hinterlassene Witwe eine weiße Frau, eine witte wywen. Da ferner im Altdutschen wizan soviel wie strafen heißt, ein Wahrsager ein Wizzago ist, so hat die Sagenfrau auch eine etymologische Grundlage, auf der ihr Schatten jahrhundertlang leben konnte.



der Burg. Als der Tod dieses glückliche Familienleben zerriß, in dem Friedrich VI. seine Kindheit verlebte, da wollte sich der alternde Burggraf nicht von der teuren Stätte trennen. Er übergab das Land unter dem Gebirge an seinen Sohn Friedrich, das andere Gebiet an Johann, behielt jedoch die Plassenburg als Wohnsitz. Dem Andenken seiner Frau widmete er die erneuerte Burgkapelle, die er der heiligen Elisabeth weihte. 1398 starb er auf der Plassenburg, betrauert von seinen Kindern, beklagt von seinen Untertanen, bewundert von seinen Zeitgenossen.

Vierzehn Jahre waren seitdem vorübergegangen. Johann hatte die Burg zum Mittelpunkte der Verwaltung gemacht. Oft mag Friedrich an der Stätte seiner Kindheit geweilt haben, kaum aber in derselben Stimmung wie Anfang Juni 1412, wo er — das konnte nicht anders sein — an einem Wendepunkte seines Lebens, an dem wichtigsten Ereignis seines Geschlechtes stand. Friedrichs Natur war keineswegs träumerisch; ein Tatmensch wie er, dem Wollen und Handeln eins ist, denkt mehr an die Wirklichkeit als an Möglichkeiten. Und doch dürfte er hier, wo er von der Höhe aus weit hinein in das gesegnete Frankenland schauen konnte, wo sich auf der anderen Seite die dunklen Waldmassen des Fichtelgebirges wie eine gigantische Mauer aufbauten, der stolzen Entwicklung seines Geschlechtes gedacht haben. Was wird die Zukunft bringen? Johann und Friedrich haben wohl manches über die kommenden Tage gesprochen; die ferne Zukunft lag wie ein dunkles Geheimnis vor ihnen. Daß in wenigen Jahren fanatische Tschechen die feste Plassenburg vergeblich berennen würden, daß hundert Jahre nach ihm ein anderer Friedrich einen prächtigeren Fürstensitz hier erbauen, daß derselbe Friedrich aus Veranlassung dieses kostspieligen Baues zwölf Jahre lang in der Plassenburg Gefangener sein sollte, alle diese Ereignisse konnten nicht vorausgesehen werden. Kein Wizzago hat dem Burggrafen geweisagt, daß 1553 die blühenden Lande in der Runde verwüstet, daß die Plassenburg, der letzte Hort des kühnen, ungeberdigen und landgeächteten Albrecht Alcibiades zerstört, das hohenzollerische Gebiet zerstückelt werden würde, oder daß die Burg glänzender und großartiger aus dieser Katastrophe hervorgehen, daß ein Wallenstein ruhmlos von ihr abziehen sollte.<sup>52)</sup>



Die ewigen Schicksalsmächte, die jedem Wesen seine Bahn weisen, haben auch der Plassenburg in vollem Maße Glück und Unglück zugemessen. Ihr Schicksal, das wie bei Friedrich, dem unglücklichen Gefangenen, und dem in den wilden Stürmen eines einzigartigen Lebens frühzeitig dahingerafften Albrecht Alcibiades tiefer Tragik unheilvoller Schauplatz wurde, hatte bis zu Friedrich VI. noch nicht jene dramatische Höhe erreicht, die später in den wechselvollen Wandlungen so reichlich ihr beschieden waren. Nur knospendes Leben sah das Auge in den ersten Junitagen des Jahres 1412, als die Natur im schönsten Schmucke stand, als die Teilnehmer des Zuges mit ihrem Gefolge sich hier versammelten und Friedrich Abschied nahm von der Gattin und von Franken. Wann er aufgebrochen ist, dürfte schwer zu ermitteln sein. Bis Plassenburg hatte der Burggraf einen Weg von rund 14 Meilen zurückgelegt, den er mit einem kleinen Gefolge in zwei Tagen hinter sich haben konnte.<sup>53)</sup> Zwischen Kadolzburg, wo er zuletzt am 30. Mai urkundete, und der nächsten urkundlichen Äußerung am 7. Juni in Hof, das etwa sieben Meilen von der Plassenburg entfernt ist und von hier aus an einem Tage zu erreichen war, liegen also sieben Tage. Man darf annehmen, daß Friedrich zwischen der Kadolzburg und der Plassenburg ein- oder höchstens zweimal längere Zeit gerastet haben wird — vielleicht in Scharfeneck und Nusseß? — Das Gefolge dürfte nicht bedeutend gewesen sein, da der größere Teil wohl in der Plassenburg, einzelne, wie Paul Murring, gar erst in Hof zu ihm stießen. Es blieben dem Fürsten, selbst wenn ihn die Rücksicht auf seine Gattin zu einem noch langsameren Reisen veranlaßt hätte, immerhin noch einige Tage übrig, um geschäftliche Angelegenheiten — hier befand sich das hohenzollerische Archiv — zu erledigen. Am 5. oder spätestens am 6. Juni muß er von der Plassenburg aufgebrochen sein, um nach Hof zu gelangen. Jedenfalls hat ihm bis hierhin sein Bruder Johann, vielleicht auch noch seine Gattin, das Geleit gegeben.<sup>54)</sup>



## Auf dem Fichtelgebirge.

Die Straße von Plassenburg nach Hof lief über Kupferberg, Markt-Leugast und Münchberg oder etwas südlicher über das alte Schloß Trebgast, über das fälschlich mit der Weissen Frau in Verbindung gebrachte, von der letzten Gräfin von Orlamünde allerdings gestiftete Kloster Himmelcron, über das doppelburgige Berneck und Gefrees nach Münchberg, alles Ortschaften, die mit Hof selbst aus der meranischen Herrschaft an die Hohenzollern gelangt waren. Es liegt kein Grund für die Annahme vor, daß der Burggraf den letztgenannten größeren Weg gewählt haben sollte, wenn ihm — schon mit Rücksicht auf das Gefolge — die nördliche, auch von dem Handel bevorzugtere Straße offenstand. Sobald sie sich von der hochgelegenen Plassenburg über die Stadt Kulmbach in das Tal hinabgesenkt hatte, folgte sie dem breiten Tal der Schwarzen Schorgast am Abhänge der südlichen Ausläufer des Frankenwaldes. Die ganze Schönheit des Frankenlandes zeigt sich hier noch einmal den Blicken, bis der Weg bei Untersteinach zu dem Städtchen Kupferberg nördlich abbiegt. Enger schieben sich die Berge aneinander, wilder wird das, von dem Wasser eines Bergbaches belebte, tief im Schatten der waldigen Abhänge liegende Tal; immer höher hinan windet sich die Straße, bis sich, wie eine Sperre, das ehemals mauerumwehrte Kupferberg in den Weg legt. Von hier an bleibt sie, den flecken Markt-Leugast berührend, auf der Höhe, bald im offenen Felde, bald im Dunkel der Nadelwälder. Von Zeit zu Zeit zeigt sich die alte Wallfahrtskirche Marienweiher, die wohl auch einen älteren Kultort mit einem christlichen Gewande überdeckt hat. Bei Markt-Leugast wendet sich der Weg ein wenig nach Süden, um an Stambach und dem alten Dorfe Stras vorüber, zu dem einen schluchtenartigen Einschnitt verbergenden Münchberg zu führen, dem Hauptorte der hartnäckigen Gegner der Burggrafen, der Grafen und Herren von Sparneck.

Die Gegnerschaft der Sparnecker und der Burggrafen war alt und tief und war begründet in dem politischen Verhängnis, das die kleineren Berggeschlechter zu immer wieder erneutem, ohnmächtigem Ringen gegen die wachsende Ausdehnung der Hohenzollernmacht aufstachelte. Als aus der meranischen Erbschaft die Vögte von Weida





Abb. 31. An der Schwarzen Schorgast bei Kauerndorf.



Abb. 32. Betfäule bei Trebgast.



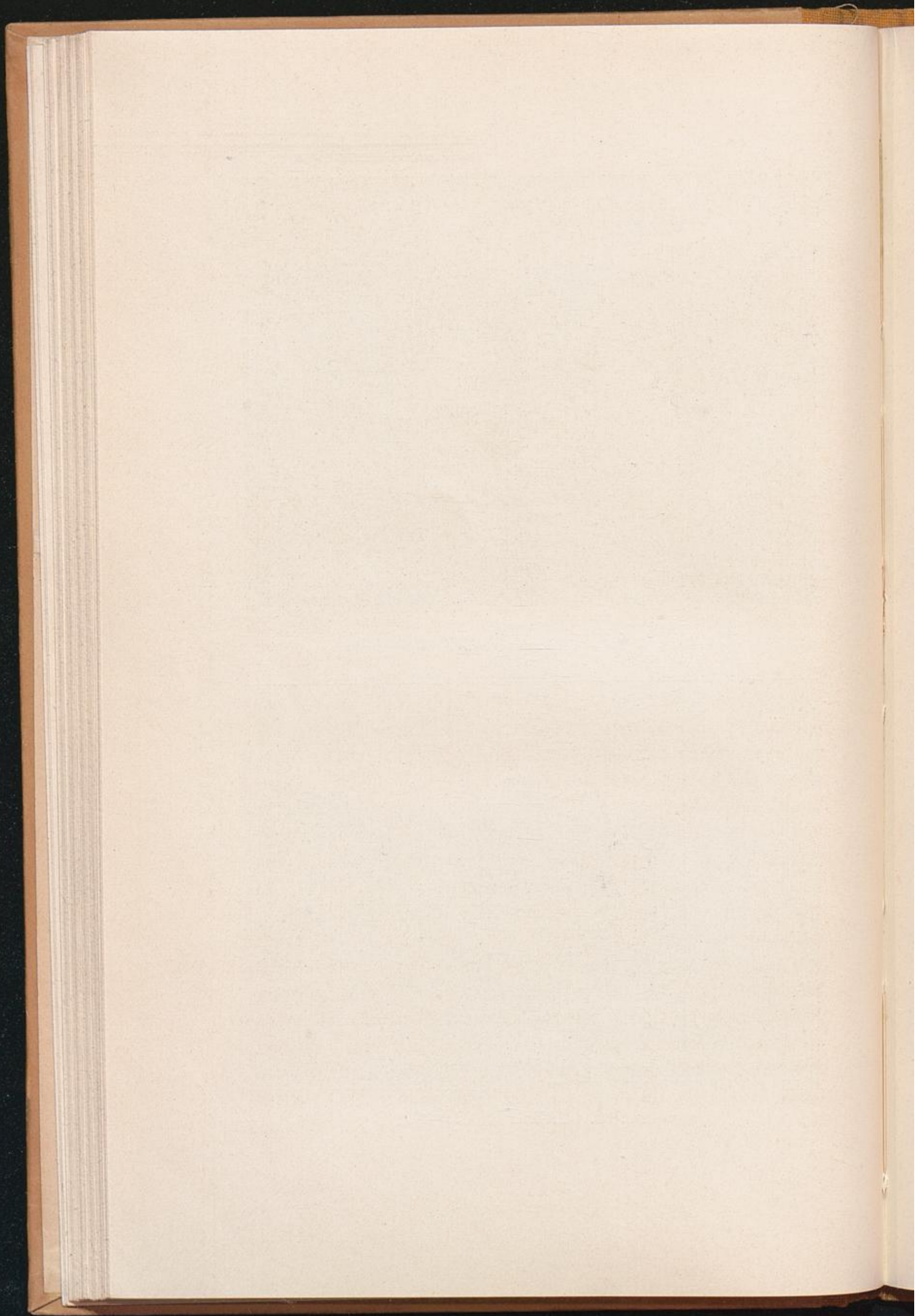






Abb. 33. Zwischen Kupferberg und Markt-Leugast.

1250 die Stadt Hof und das Regnitzland erworben hatten, schlossen sich ihnen die Sparnecker, die sich durch das Aufkommen der burggräflichen Macht bedroht fühlten, sofort, und selbst mit Preisgabe eigener Rechte, an. Vergeblich war es, daß Babo von Sparneck seine Anteile an Burg Sparneck, Waldstein und Münchberg an die Vögte von Plauen, mit den Vögten von Weida blutsverwandt, verkaufte; denn im Jahre 1318 gelangte das ganze Höfer Gebiet, zunächst allerdings nur vorübergehend, in den Lehnsbesitz der Burggrafen. Das war aber insofern von weittragender Bedeutung, als dadurch der Reichsunmittelbarkeit des ganzen Landes, die man aus seiner sehr späten Kultivierung herleitet, ein Ende gemacht wurde. Nicht mehr konnten die großen Geschlechter durch Berufung auf den fernen Reichsoberherrn jede Beschwerde verschleppen, jeden Tatbestand verdunkeln; nein, fortan mußten sie das Eingreifen einer näheren Gewalt fürchten; und daß mit den Hohenzollern in dieser Hinsicht nicht zu spaßen war, hatten die Ereignisse genugsam gelehrt. So kam es denn mit not-





Abb. 34. Münchberg.

wendiger Folgerichtigkeit dahin, daß sich die begüterte Ritterschaft unter der Führung der Vögte von Weida zu einer systematischen Gegenwehr vereinigte, daß aber andererseits die Hohenzollern eine Stütze in dem niederen Adel fanden. Eine heftige Fehde entwickelte sich daraus mit den Sparneckern, die Ludwig der Bayer dadurch beendete, daß er die Stadt und das Land Hof 1525 endgültig den Burggrafen als Eigenlehen zusprach. Jetzt verstanden sich die Herren von Sparneck wenigstens äußerlich zum Frieden, innerlich aber blieben sie um so heftigere Gegner, als ihre Stadt Münchberg durch die Erwerbungen Friedrichs IV. stark eingeengt wurde. Sie zögerten auch nicht, mit Böhmen, das ein Drittel von Münchberg erworben hatte, in Verbindung zu treten, als die Vögte ihren Frieden mit den Hohenzollern machten und das Regnitzland 1573 an Friedrich V. verkauften. Vergeblich war dies Bemühen. Die Sparnecker, des vergeblichen Haders müde, überließen in demselben Jahre noch ihren Anteil an Münchberg, die feste Uprode und andere Dörfer dem Burggrafen. 1584 kam die ganze Stadt in hohenzollerischen Besitz. Zwar



wurde sie noch einmal 1409 pfandweise den Vögten von Gera bzw. von Weida überlassen, von Johann III. aber bald wieder eingelöst.

Von seiten der Herren von Sparneck, die die Gründer der Stadt Münchberg waren, und die fast die ganze Umgegend besaßen,<sup>56)</sup> war es ganz richtig gehandelt, sich gerade auf den Besitz dieser Stadt zu versteifen. Denn von dem ausgebreiteten Besitz war ihnen das meiste schon entglitten; nur die Stadt Münchberg hatten sie bei dem rapiden Sinken ihrer Macht als letztes sichtbares Zeichen ihres Einflusses behauptet. Mit ihrem Verlust war die Herrschaft der eigentlichen Fichtelgebirgsdynasten vorüber.

Von Stras her kam der burggräfliche Zug heran; durch einen „großen schauerlichen Hohlweg, der sich oben vom dichtbewaldeten Berg bis an den Pulschnittsbach herabzog“, wie ein späterer Geschichtschreiber die alte Straße schildert,<sup>57)</sup> zog der Burggraf in die bewehrte Stadt, die ihren Namen von dem Heim der Franziskaner führte. Dieses nach dem Propst und den sechs Konventualen auch Siebenbrüderhaus genannte Bauwerk, die Gangolfs- und die Dieterichskapelle gaben der sehr kleinen Stadt einen vorwiegend geistlichen Charakter, der vielleicht nicht ohne Beziehung zu den Gefahren der Handelsstraße war, die sich hier nach Hof und Eger spaltete.

Als der Burggraf einzog, befand sich bereits ein höherer hohenzollerischer Beamter dort. Dem Kaspar von Waldenfels,<sup>58)</sup> der 1408 nachzuweisen ist, war 1411 Balthasar von Waldenfels gefolgt. Vielleicht war auch ein Waldenfels im Gefolge des Fürsten; denn in Brandenburg hatte später ein Jürgen von Waldenfels eine nicht unbedeutende Tätigkeit im Dienste des kurfürstlichen Hauses entfaltet. Lange hat Friedrich in der kleinen Stadt, deren Bauart ein Besucher noch 1615 rühmt,<sup>59)</sup> nicht geweilt; sein Ziel war Hof, wo er am 7. Juni bereits eingetroffen ist. Der Weg führte durch ein Gebiet, das wegen seiner Unsicherheit verrufen war. „Fürnemlich aber ist große rauberey und mördererey gewesen in dem ungetreuen und gefehrlichen wald, da izt die stadt Hof stehet, und am allermeist umb die revir, da die mordgassen ist, die dann von solchen morden und rauben den namen behalten“, in diesen Worten klingt die Unsicherheit des Weges, Ende des 16. Jahrhunderts, bei dem Chronisten der Stadt Hof aus.<sup>60)</sup> „Die Untreu“, ein Wald zwischen Weißfleinreut und Konrads-



reut, trägt die Erinnerung an diese Gefahren noch in unsere Tage hinein.

Und die Landschaft ist in ihrem Ernst, ihrer Düstlichkeit ein Spiegel solcher Überlieferungen. Keine Ackerflur erfreut das Auge; ein feuchter Wiesenboden deckt das Land, auf dem hier und dort eine Klippe liegt, als ob sie ein vergessener Rest aus den Kämpfen der Vorzeit sei. Aus den Einsenkungen, deren tiefste Stellen von unbewegten, tiefdunklen Moorwässern eingenommen sind, ragen nur vereinzelte menschliche Behausungen hervor. Wo sie aber aneinanderücken, ducken sie sich unter den großen Schindeldächern, als ob sie fröhen, und ihre weißen Gewände vermögen nur mit Mühe ein kaltes Licht in die Welt unwirtlicher Einsamkeit zu tragen. Selbst die dunklen Tannendickichte, die den Blick keine zwanzig Meter eindringen lassen, und die zu Friedrichs Zeiten einen zusammenhängenden, undurchdringlichen Wald bildeten, erscheinen düster und starr wie eine dunkelgrüne Felsenwand. Hier, wo das Leben selbst ein harter Kampf um die Lebensmöglichkeit ist, fauert die Freude nur verstohlen am Wege. Die anderen freilich, die durch das Dunkel schlichen, um jählings über den Wanderer herzufallen, ihn seiner Habe, seines Lebens zu berauben, die waren mit der Natur des Geländes gern zufrieden, das sich wie ein Kiegel vor die Ausgangspforte Sachsens, Frankens und Böhmens legte, das den Verkehr immer nur auf wenigen Straßen duldete, und der Schlupfwinkel viele bot. In diese Waldöde führte der Weg von Münchberg auf einem schroffen Aufstiege über Schlegel, Weißlenreut und Konradsreut nach Hof. Bald nimmt die „Untreu“ den Weg in ihren Schatten. Schwermütige, dunkle Gewässer schleichen müde durch die Tiefen. Was für ein unseliges Ereignis mag sich an den Namen hängen? Wir wissen es nicht; wir ahnen aber, daß sich hier vor langer, langer Zeit eine ungeheuerliche Begebenheit ereignet hat, die man sich scheute aufzuzeichnen, die nur verstohlen von Mund zu Mund geflüstert wurde, bis sie in der Tiefe anderer Taten versank und nur den Namen wie einen ewigen Fluch dem Walde hinterließ.<sup>61)</sup>

Die „Untreu“ liegt im Gebiet der sogenannten sieben freien Dörfer, deren Verfassung selbst wie ein Stück versteinertes Altertum anmutet. Es umschließen diese Dörfer Hornberg, Almbranz,





Abb. 35. Die „Untren“.

Jessen, Laubersreut, Meierhof, Ölschnitz und Querenbach die Stadt Münchberg teils südlich, teils nördlich. Auch sie sind 1384 aus dem Besitz der Sparneck, der Mangersreuth und der Schlegler an Friedrich V. gelangt, haben aber dabei ihre alten Rechte und Freiheiten nicht nur behauptet, sondern noch zu erweitern gewußt und — zum großen Leidwesen der Münchberger — eine fast städtische Verfassung errungen. Da sie zum Teil als Runddörfer angelegt sind, eine nach jüngeren Forschungen nicht slawische, sondern altgermanische Siedlungsform, so haben wir es höchstwahrscheinlich bei der eigenartigen Verfassung ebenfalls mit einem Überlebsel aus altgermanischer Zeit zu tun, das in diesem abgelegenen Gebiete den Untergang der alten bäuerlichen Gemeindefreiheit überdauert hat. Das zähe Leben dieser Verfassung ist nicht zuletzt durch die urkundlich bezeugte Aufgabe gesichert worden, für die Sicherheit der Straßen Sorge zu tragen. Noch in einer Wartordnung von 1498 sind die sieben Dörfer, die auf dem Wappen einen quergeteilten Schild mit einem auf dem Berge





Abb. 36. Die „Untreu“.

stehenden Ahornbaum und die schwarzweiße Farbe der Hohenzollern führten, angewiesen worden, im Verein mit den Bürgern von Münchberg und Wirsberg die alte Warte auf dem Weissenstein bei Stambach zu versehen, an der die von Berneck nach Münchberg laufende Straße vorüberführte. Später hatten die Dörfer während des Hofer Jahrmarktes die Wegewache in der Untreu. Erst 1811 ist die magistratliche Verfassung der sieben Dörfer aufgehoben worden; aber noch 1843 wird berichtet, daß die Bauern in der Untreu die Wache zur Zeit des Jahrmarktes hielten, nicht, weil es durchaus notwendig, sondern weil sie befürchteten, die Befreiung von der Abgabe des Fronhafers zu verlieren, wenn sie die Wache vernachlässigten.<sup>62)</sup>

Der Burggraf kam ungefährdet über das den Herren von Lüchau gehörende Konradsreut, das schon nach Hof eingepfarrt war, nach dieser Stadt. Konrad von Lüchau, den eine dürftige Nachricht in Widmanns Chronik von Hof erwähnt, dürfte dem Fürsten bis in das stattliche burggräfliche Schloß in Hof das Geleite gegeben haben.<sup>63)</sup>



Hier konnte sich Friedrich wieder eine längere Rast gönnen, teils weil er auf eigenem Grund und Boden war, teils weil der Zug durch ein fremdes Gebiet wohl noch Vorbereitungen nötig machte.

In der Schrecknis des einstigen Urwaldes, von dem der erwähnte Widmann noch „eitel wildnus und einen unsicher, dicken finsternen wald voll rauberey und mörderey“ kennt, war eine große kirchenreiche Stadt entstanden. Die Vögte von Weida faßten in diesem Gebiete zuerst festen Fuß, vermutlich durch Belehnung seitens der Herzöge von Meran. Als der größere Teil der meranischen Erbschaft an Friedrich III. kam, weigerten sich die Vögte, das Regnitzland als Lehen anzuerkennen, was vielleicht auf einen vorangegangenen käuflichen Erwerb zu deuten ist. Erst 1318 kam ein Vergleich zustande, nach dem sie das Lehen annahmen und Stadt Hof und das Regnitzland nach ihrem eventuellen Aussterben den Burggrafen vermachten.<sup>64)</sup> Obwohl der Vertrag 1323 von Kaiser Ludwig dem Bayern bestätigt wurde,<sup>65)</sup> scheinen doch noch Unklarheiten übriggeblieben zu sein; denn 1357 und 1360 behaupteten die Burggrafen wiederholt ihre Rechte.<sup>66)</sup> Aber erst, als sie die Hälfte des Regnitzlandes und die Hälfte der Stadt und des Schlosses in die Hand bekamen, entschlossen sich die Vögte zum Verkauf von Stadt und Land an Friedrich V.<sup>67)</sup> Trotzdem versuchten sie 1393 noch einmal, das Verlorene durch Waffengewalt zurückzugewinnen, hatten aber keinen weiteren Erfolg, als daß die Stadt und ihre Umgebung verwüstet wurde. Ein Ende erreichte dieses hartnäckige Ringen um den Besitz des Grenzgebietes erst durch die Verleihung aller Lehen und Güter an Friedrich V. durch König Wenzel.<sup>68)</sup>

Diese zähe Beharrlichkeit hatte ihre Ursache. Neben Plauen war Hof die ständige Residenz der Vögte, die hier 1276 ein Schloß Rackenitz innehatten. Sie haben sich auch redlich um die Stadt bemüht, wenn auch nicht immer mit Mitteln, die uns heute sympathisch erscheinen. So setzten sie 1388 das Recht fest, zu allen Zeiten Einwohner zwangsweise nach Hof zu „verweglosen“, um dort ein Jahr als Kaufleute zu leben.<sup>69)</sup> Den Vögten verdankt die Stadt ihre Mauern und bedeutendere Baulichkeiten, und nicht zuletzt ist es ihrem Wirken zu verdanken, daß andere Geschlechter hier Stiftungen jeder Art errichteten. Auch die Burggrafen von Nürnberg folgten ihnen darin nach. Die



Tochter Friedrichs IV. und seiner Gattin Elisabeth von Thüringen erwarb sich Verdienste um das St. Klarakloster, in dem sie als Äbtissin lebte und 1409 gestorben ist. Ihr folgte als Äbtissin die Schwester Friedrichs V., die Burggräfin Anna, die den Burggrafen Friedrich VI. also wohl 1412 in Hof begrüßt haben wird. Von ihr sagt der mehrfach erwähnte Geschichtschreiber der Stadt: „Dieser äbtissin Agnes hat ihr Herr bruder (?), Friederich der fünfte (?), erwelter marggraf zu Brandenburg und des heiligen reichs erkemmerer und churfürst, des closters stiftung confirmirt und gebessert anno 1422.“<sup>70)</sup>

Am 7. Juni schenkten die Burggrafen Friedrich und Johann und die Burggräfin Elisabeth dem Kloster Langenzenn ein Holz und ein Fischwasser; am folgenden Tage vertauschten sie Güter mit demselben Kloster. Beide Urkunden, die in Hof ausgestellt sind,<sup>71)</sup> sind die letzten Äußerungen Friedrichs in Franken, von denen wir Kunde haben. Amtmann in Hof war zurzeit Ritter Kuntz von Nuffez, der dem Bürger Nickel Körner als Zeuge diente, als dieser der St. Michaelskirche einen Hof in Kotzau übereignete.<sup>72)</sup> Weitere Zeitgenossen in Hof waren der Priester von St. Lorenzen Nikolaus und der Priester Heinrich Stecher, die wenige Jahre darauf als verstorben erwähnt werden.<sup>73)</sup>



## Von Hof nach Plauen.

Durch die „Altstadt“, heute noch eine lange, straßenförmige und unregelmäßige Anlage, verließ der Burggraf die Stadt. Unmittelbar hinter dem Tore und dem hart an der Stadt vorbeisfließenden Oberlauf der Saale zweigt sich rechts von der nach Norden in das Thüringische gehenden Straße der alte Fichtelgebirgsweg ab.<sup>74)</sup> Wie oft mögen in unruhigen Zeiten die Besitzer der nahegelegenen, in ihren Trümmern noch heute gewaltigen Burgen Waldstein und Epprechtstein die Kaufleute auf beiden Straßen abgefangen haben! Mehr als ein Jahrhundert nach Friedrich, als die Plackereien gar zu unerträglich geworden waren, wurden diese beiden mächtigsten Burgen des Fichtelgebirges gebrochen. Noch aber raunt sich das Volk die Kunde ins Ohr von den Untaten jener Zeit, noch weiß es von Schätzen zu erzählen, die tief im Grunde verborgen seien, und die noch keiner gefunden hat. Burggraf Johanss starker Arm hatte die Unruhfürstler gebändigt, die wohl mit wenig Freude den starken Haufen vorüberziehen sahen, als er von Hof aus aufbrach. Die ununterbrochene Steigung des Weges, der sich zunächst noch an der Seite der Saale hielt, deutete den bevorstehenden Übergang über das Fichtelgebirge an. Südlich konnte man, falls nicht der zusammenhängende Wald den Blick verschloß, die Dächer des festen Schlosses Gattendorf auftragen sehen, von dem noch der Hofers Chronist allerhand Schauer geschichten zu erzählen weiß.<sup>75)</sup>

Mit den Nachbarn, den Vögten von Plauen, stand der Burggraf gut. Er konnte in Ruhe seiner Straße in das Nachbarland folgen, das bald darauf eine Zeitlang hohenzollerisch werden sollte. Das unabwendbare Verhängnis aller Berggebiete hat auch die Herrschaft der Vögte von Plauen nicht verschont. Sie haben zwar durch Heirat, Erbe und Kauf größere Gebiete vereinigt, aber diese Gebiete blieben sich fremd. Der innere Zug, der zu einer Verschmelzung drängte, fehlte diesen mosaikartig aneinandergesetzten Ländereien. Sie blieben, wie es die wechselvolle Geschichte Thüringens, wie es noch heute seine bunte Staatenkarte bezeugen, immer nur Kleinherrschaften — ohne politischen Zusammenhang. Wenige Jahre nach Friedrichs Zug kam das Plauer Land in den Pfandbesitz Johanss, und nach





Abb. 57. Blick von Ullitz ins Vogtland.

seinem Tode von 1420—1438 in den Friedrichs, ohne daß diese politische Vereinigung von Dauer war oder hätte sein können. Zum Glück, müssen wir heute sagen. Wie leicht hätte bei längerem Bestande das Schwergewicht der hohenzollerischen Herrschaft von der Mark Brandenburg in diese, von Rothenburg o. T. und Eichstädt bis in das heutige Königreich Sachsen sich ausdehnenden Gebiete verlegt werden können! Eine gesunde Entwicklung, ein einheitlicher Staat unter hohenzollerischer Führung wäre dann vielleicht nicht entstanden.

Die heutige Grenze zwischen Bayern und Sachsen stimmt überein mit der alten zwischen den hohenzollerischen Gebieten und dem Plauer Lande um 1418, wie es aus den in dem Pfandvertrag genannten Ortschaften hervorgeht.<sup>76)</sup> Ein einsames Gasthaus bei Ullitz, von dem zwei Häuser in Sachsen, das Wohnhaus in Bayern stehen, erhebt sich an der Stelle, von der aus Friedrich nach Sachsen hinein in die ungewisse Zukunft schaute. Freilich nur beschränkt, denn noch bedeckte zum größten Teile Tannenwald die Höhe, der erst lichter wurde, als sich nach etwa zwei Kilometern Dorf und das alte Raubschloß Wiedersberg zeigten. Wohl kaum hat der fleißige deutsche Bauer, der so oft in diesen hochgelegenen Gebieten den Wald rodete und als Denkmal dieser Kulturarbeit die vielen mit „reut“ endigenden Siedelungen anlegte, bei Wiedersberg den Pflug gelenkt. Hier war es ein kleines Geschlecht, das auf der Höhe horstete



und durch Hörige den Boden bestellen ließ, das gelegentlich aber auch nicht verschmähte, die reichen Nürnberger und Leipziger Kaufleute zu plündern. Die magere Ackerflur läßt erkennen, daß nur ein kärglicher Lohn das Ergebnis schwerer Arbeit sein kann. Wo er sich ein wenig über den Weg erhebt, da starren noch die aufrechten Tannen in die Luft, wie zur Zeit des Burggrafen, da hat noch der Wald seine alte Herrschaft behauptet. Bergauf und bergunter, in riesenhaften Schleifen windet sich die Straße empor; neue Ausblicke, neue Tiefen erschließen sich dem Auge. Kleine, halb in Talmulden versenkte Dörfer ragen in dämmernder Ferne auf, dahinter schließen sich die Berge zu geschlossenen Wällen zusammen, die jedes Vordringen zu verhüten scheinen. In zwei gewaltigen Steigungen läuft die Straße nach Groß-Jöbern zu, wo 1328 noch Slawisch gesprochen wurde, einem Dorfe, das bis 1553 brandenburgisch war.<sup>77)</sup> Auf ebenerer Bahn, die erst kurz vor dem Orte sich in das Tal herabsenkt, wendet sich der Weg nach Pirk. Der Ort ist schon völlig abhängig von Plauen. Vor wenigen Jahren erst war Konrad von Pirk, einer angesehenen Familie angehörend, zum Bürgermeister von Plauen erkoren; er konnte jedoch den Verlust seines Stammgutes nicht verhindern, das wir bei dem Durchzug des Burggrafen im Besitz der Familie Roder finden.<sup>78)</sup>

In Pirk, dem selbstverständlich auch die Ruine eines ehemaligen Raubschlosses nicht fehlte, begann ein nicht ungefährlicher Aufstieg aus dem Weischlitztal. So alt dieser Gebirgsübergang auch ist,<sup>79)</sup> so wenig hat er an Bequemlichkeit in den vielen Jahrhunderten gewonnen, die er vor Friedrich benutzt worden war. Zwar führt ein anderer Weg unten an der Weischlitz entlang, der indessen weiter und auch nicht bequemer war, bei dem nur die Beschwerlichkeiten des Aufstieges ersetzt wurden durch die Weischlitzsümpfe und die enge Wegebahn. Friedrich wird den kürzeren Bergweg eingeschlagen haben. Heute, wo ihn eine weit ausbiegende Chaussee umgeht, ist die alte Straße noch in ihrem alten Zustande erkennbar. Unmittelbar hinter der Brücke beginnt der Aufstieg, der am Abhange einer tiefen Waldschlucht emporführt, um nach kurzer Zeit in das Dunkel des Tannenwaldes einzubiegen. Tiefe Stille herrscht hier, nur von Sirpen, Weben, Zwitschern und Rauschen der Kleintierwelt unter-



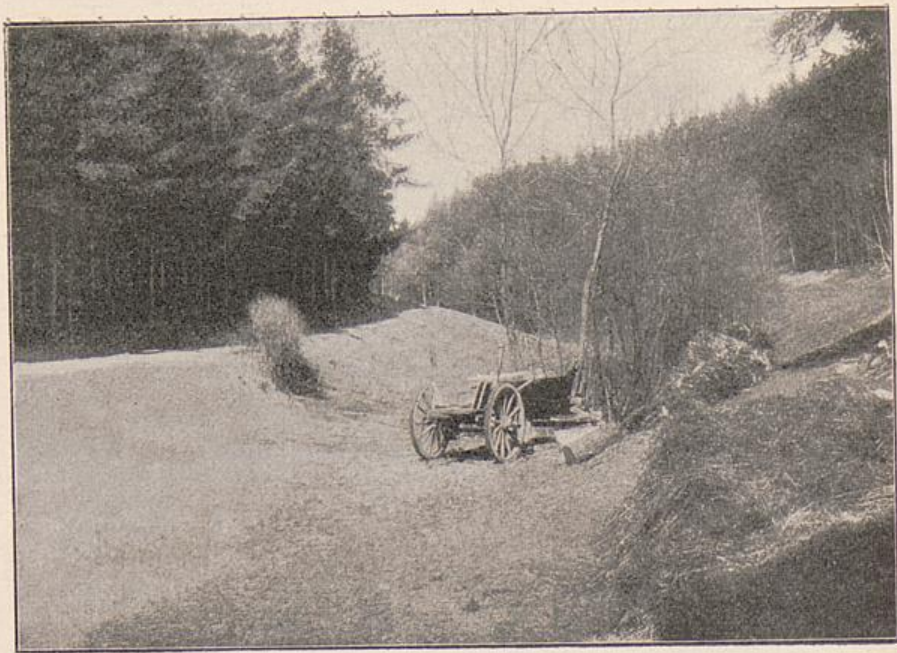


Abb. 38. Aufstieg auf die Höhe bei Pirk.

brochen. Mühsam gelingt es der Sonne, hier und dort einen Strahl bis auf die Erde zu werfen, wo Jahrhunderte alte Wagenspuren von stetig fallenden Tannennadeln und Gezweig überdeckt sind. Immer höher steigt der Weg; an einer Sichtung wendet er sich nach rechts und bleibt nun geraume Zeit auf der Höhe, bis er hart an dem Hof Rosenberg wieder nach unten fällt. Welchen Weg man auch einschlug, den unteren Talweg oder die Höhenstraße, stets war er beschwerlich, aber verlockend für den, der es auf die Reisenden abgesehen hatte. Trotzdem schweigt die Geschichte von solchen Ereignissen, denn Hof und Eger und in weiterem Sinne Nürnberg und Leipzig sorgten dafür, daß die Straße einigermaßen gesichert war, zunächst durch das Geleit, dann aber weiterhin dadurch, daß sie durch Zerstörung oder Ankauf die benachbarten Festen in die Hand zu bekommen suchten. Etwa sechs Meilen über Hof hinaus erstreckte sich das Geleit, das die Plauener gaben, dem vermutlich ein ebenso weites von Hof aus entgegenstand.<sup>80)</sup> Bis Groß-Zöbern wurde das Geleit von Plauen, von hier bis jenseits Hof von dieser Stadt gestellt.<sup>81)</sup> Trotzdem ereigneten sich Überfälle, für die der Betroffene dann die





Abb. 39. Auf der Höhe bei Pirk mit dem Hof Rosenberg.

Geleitsteller haßbar machte. So hatte in dem unruhigen Jahr 1438 ein Knecht Plauens, der Begleitdienste tat, Pferd und Habe verloren, für die Plauen von dem Hofer Amtmann Ersatz verlangte. Selbst als der Markgraf Friedrich, der spätere Kurfürst Friedrich II., diese Straße zog, wurde ihm von Plauen das Geleit gestellt.<sup>82)</sup> Die Chroniken verraten diese nackten Tatsachen; indes der Volksmund schweigt, der doch sonst so gesprächig ist. Kein Lied, keine Sage künden Geschehnisse, die wir doch so oft an alten Wegen aussprießen sehen. Sollte die Bevölkerung, die hier nur dürftig vorhanden war, nicht etwas friedlicher gewesen sein? Oder haben die Plauener in ihrer Nachbarschaft eine so sorgsame Polizei ausgeübt, daß die großen Friedensbrecher diese Straße mieden? Vielleicht beides.

Ein wenig hinter dem Hof Rosenberg senkt sich der Weg zur Weischlitz herab, der er am Abhange bis nach Kürbitz folgt. Breite Sümpfe begleiten den Fluß bis zum Dorfe, dessen seltsam bewegter Kirchturm schon von weitem sichtbar ist. Um 1418 saßen hier die Roder, die wir bereits als Herren in Pirk fanden, und ein Raschau, die jedoch in rascher Folge von anderen Familien verdrängt wurden,<sup>83)</sup>





Abb. 40. Straße an der Weischlitz bei Strassberg.

bis Anfang des 16. Jahrhunderts die Herren von Feilitzsch von dem Orte dauernd Besitz ergriffen. Von Hof bis Plauen haben die Feilitzsch viel Güter besessen; zu Trogen und Feilitzsch, 3 km nördlich Ullitz, zu Hardmannsgrün und anderen höfischen oder plauischen Ortschaften saßen Angehörige dieser verbreiteten Familie. Die Kirche, einst von Deutschrittern, die in Plauen eine Komturei besaßen, erbaut, ist nachmals von Ulrich Kaspar von Feilitzsch durch einen recht schönen Bau ersetzt worden.

Über eine Holzbrücke gelangte Friedrich auf die andere Seite des Flusses, der hier nicht so von Bergen eingeeengt wird wie zwischen Pirk und Kürbitz. Einst war der ganze Grund mit Wald bestanden, durch den sich der Weg von Kürbitz nach Strassberg wand. Vielleicht war er schon zu Friedrichs Zeiten stark gemindert oder wenigstens in seinem Urwaldbestande gemildert. Die Besitzer von Strassberg, das einst gleichfalls eine slawische Bevölkerung gehabt hat, die Goltitz, die Thossensfelder und Lanis, hatten jedoch wohl genügend deutsche Kolonisten herbeigezogen, um den slawischen Grundcharakter zu verwischen. Immerhin zeigt sich auch heute noch in manchem alten Bauernhause ein Rest jener fremden Volks-





Abb. 41. An der Weisflitz bei Kürbitz.

gewohnheit. Von dem großen Walde ist mehrmals in Ausdrücken die Rede, die auf einen weiten Bestand schließen lassen.<sup>84)</sup> Wir erfahren aus diesen Urkunden zugleich, daß das alte Schloß schon vor 1280 zerstört worden war und auf dem heute noch „die Burg“ genannten Kirchenhügel gelegen hat. Befremdend mutet die im 16. Jahrhundert erbaute Kirche an, die fast wie eine Erinnerung an den alten Burgbau sich wehrhaft und fest aufrecht und mit dem Fasernenartigen Turmbau, der trotzigen Mauer und den kleinen Westfenstern wie ein verlorener Posten der in Süddeutschland so häufigen Wehrkirchen anmutet. Friedrich hatte unlängst erst eine dieser Kirchen in Seuckendorf passiert; eine andere lag oberhalb Hof bei Steben; in Strassberg hatte er höchstens die ältere der Deutschordensritter gesehen, die aber kaum eine Wehrkirche gewesen sein kann. Welche Laune hat den Erbauer, Joachim von Reibold, bewegt, als er hier dieses merkwürdige Bauwerk aufführen ließ?

Nur eine kleine Meile noch, zumeist mit weiten Blicken in die Berge des Vogtlandes, und Friedrich zog durch das Strassberger Tor in





Abb. 42. Elstertal bei Strassberg.

das hochbewehrte Plauen, in die alte Hauptstadt der Vögte von Plauen. Der viereckige Markt mit dem Kaufhaus und ansehnlichen Patrizierhäusern der Herrenstraße, lag inmitten der regelmäßig gebauten Stadt, die im Norden von einem bedeutenden Berge überragt wurde. Die Burggrafen von Nürnberg hatten mit der hochgeachteten Handelsstadt längst Beziehungen, teils als friedliche Nachbarn, die für das Hofer Geleit in Betracht kamen, teils als Gegner der Vögte. Einzelne burggräfliche Lehensleute, wie die Brüder Heinrich und Hans von Nachwitz, Christian von Sickingburg u. a. werden in der Nähe der Stadt wohl schon früher als 1418 Besitzungen gehabt haben, in welchem Jahre sie Güter in den dicht bei der Stadt gelegenen Chrieschwitz, Kaufschwitz und Altmannsgrün von Johann als Lehen erwarben.<sup>85)</sup> Nicht unmöglich ist es, daß die Hohenzollern wie in Bamberg (S. 20) auch in Plauen einen Hof und eine Herberge besessen haben,<sup>86)</sup> da sie mit den Oberherren der Plauer Vögte, den Landgrafen von Meissen, in freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen standen, die allerdings durch einen Streit über Nitzgitz seit mehr als einem Jahrzehnt getrübt, durch Verhandlungen aber der Schlichtung nahe und 1415 in der Tat beendet waren.



Das Plauer Land ist den anderen ausgedehnten sächsischen Gebieten verhältnismäßig spät und dann friedlich angegliedert worden. Mit den Hohenzollern kamen die Markgrafen von Meißen in Zerwürfnisse durch den 1407 erfolgten Tod des Markgrafen Wilhelm I., der ein Bruder ihrer Mutter Elisabeth war. Friedrich und Johann verlangten neben barem Gelde und fahrbarer Habe auch die Herausgabe der versprochenen Schlösser Vogtsberg, Olschnitz, Wiedersberg, Aldorf, Tiersstein und Tiersheim, die der Markgraf verweigerte. Indessen nahm der Streitfall keine schroffen Formen an, sondern wurde im Rahmen der bisherigen freundschaftlichen Beziehungen derart vertreten, daß eine friedliche Einigung leicht zu erzielen war.<sup>87)</sup> Darüber hinweg gingen noch andere politische Verträge, die sich gegen das Räuberumwesen und gegen die Gefährdung der gegenseitigen Gebiete richteten.<sup>88)</sup> Die verwandtschaftlichen Beziehungen selbst begannen schon mit einer gegenseitigen Verschwägerung im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts. Landgraf Balthasar, der seinem Vater, dem Landgrafen Friedrich, dem Ernten, 1349 mit seinen Brüdern Friedrich III., dem Strengen, und Wilhelm in der Regierung gefolgt war, war mit Margaretha, der Tochter des Burggrafen Albrecht von Nürnberg vermählt. Von seinen beiden Kindern heiratete die Tochter Anna den Herzog Rudolf von Sachsen, der Sohn Friedrich eine Tochter des Grafen Günther XXX. von Schwarzburg. Durch diese Verbindungen kam Burggraf Friedrich VI. in verwandtschaftliche Beziehungen mit Rudolf von Sachsen, mit den Schwarzburgern und den Altenburger Wettinern, was für seinen Zug durch die Gebiete dieser Fürsten von außerordentlichem Werte war. Das sollte sich schon in dem sogenannten Städtefriege, den die süddeutschen Städte gegen Fürsten und Adel 1388—1389 führten, und in dem Burggraf Friedrich V. hart bedrängt wurde, zeigen, als Landgraf Balthasar von Thüringen und Markgraf Wilhelm I. von Meißen ihren Neffen, Friedrich den Streitbaren, mit 200 Lanzenreitern zu seiner Hilfe sandten.

Von Wert mußte es freilich für Friedrich auch sein, die tatsächlichen Besitzer von Plauen als Verbündete zu haben, mit denen seine Vorfahren so lange Zeit in erbitterter Fehde gelegen hatten. Sie waren allerdings als Gegner nicht mehr besonders zu fürchten,



seit das Haus der Vögte seine ehemals reichsummittelbare Stellung im Vogtlande eingebüßt hatte. Der Versuch, die Herrschaft Plauen als erbliches Lehen von der Krone Böhmen gegen die Wettiner zu behaupten, der durch die Politik Kaisers Karl IV. vorübergehend Erfolg hatte, war schließlich doch nicht gelungen. Die Vögte verzichteten sogar auf ihren alten Titel und nannten sich von 1327 nur Herren von Plauen. Vorübergehend schien von 1426 an der Stern der Vögte wieder zu leuchten, als Kaiser Sigmund das erledigte Meißner Lehen an Heinrich von Plauen verlieh, der sich fortan Burggraf von Meißen nannte, jedoch das Burggrafentum selbst 1439 wieder an den Kurfürsten von Sachsen abtreten und sich mit dem Titel begnügen mußte. Dem Geschlecht blühte in der Tat kein glücklicher Stern. Selbst eine so kraftvolle, klarblickende und sympathische Persönlichkeit wie der Hochmeister Heinrich von Plauen, der ein naher Verwandter des eben erwähnten Heinrich war und der nach der Tannenberger Schlacht nicht ohne Erfolg an die Wiederherstellung des Ordensstaates gegangen war, mußte dies erfahren. Die Zerrüttung war zu tief eingedrungen bei den Ordensbrüdern, die diesen einzigen Mann in ihren Reihen 1413 wieder absetzten und einerkerten. Da, wie schon gesagt wurde, das Land Plauen auch finanziell schwer bedrängt war, so war von dieser Seite ein Widerstand gegen den Burggrafen Friedrich nicht zu befürchten.



## An der Pleiße.

Es ist anzunehmen, daß der Burggraf auch in Plauen eine längere Raft gemacht haben wird. Das alte Eversteinsche Schloß, das dieses Geschlecht wohl schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts erbaut hatte, dürfte kaum noch bestanden haben. Dagegen erhob sich ein Jahrhundert später ein neues Schloß am linken Elster- und rechten Syrauser, unweit der Brücke, die der Sage nach von Nürnbergern erbaut sein sollte. In diesem wird der Burggraf, falls er nicht in einem eigenen Hofe abgestiegen, geweiht haben. Wieder sah er vor den drei Toren Plauens eine Bevölkerung, die vor nicht langer Zeit noch slawisch gesprochen, die aber wohl noch manche Eigentümlichkeit bewahrt hatte.

Über die Bewohner des Vogtlandes — der Name kommt urkundlich schon (367 vor<sup>ssa</sup>) — äußert sich Luther einmal in einem wenig freundlichen Sinne, wenn er sie ungeschlacht nennt. Er dürfte dabei mehr an die slawischen Bewohner des flachen Landes, als an die Städter gedacht haben, die durchgehends deutscher Abstammung waren. Wenn man freilich das Volkstum späterer Zeit betrachtet, wie es in Schilderungen und in den eigenen Sagen und Gebräuchen erscheint, dann kam auch das „ungeschlacht“ nur einen engen Sinn gehabt haben. Ohne besondere Entwicklungsmöglichkeit und festgehalten in einem zwar nicht allzu drückenden Hörigkeitsverhältnisse, das ihn vor allem an den Boden fesselte, ist der Bewohner wohl zweifellos in einer scheuen, schwerfälligen, äußeren Anregungen nur widerwillig nachgebenden Haltung geblieben. Die Zersplitterung des Grundbesitzes auch in den deutschen Dörfern leistete ihr Vorschub, bereitete aber andererseits jene industrielle Anlage vor, die in der textilen Industrie infolge schweizerischer und schwäbischer Einwanderung gerade in dem Plauer Lande so gewaltig aufschließen sollte. Wenn auch die Industrie in Plauen selbst wahrscheinlich von süddeutschen Handwerkern befruchtet wurde, die wegen ihrer Religion verfolgt wurden, so sind ihre Grundlagen in dem bergigen Gelände nicht von diesen Zufälligkeiten bedingt, sondern aus den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen dieses bergigen Geländes herausgewachsen. Man braucht nicht ohne



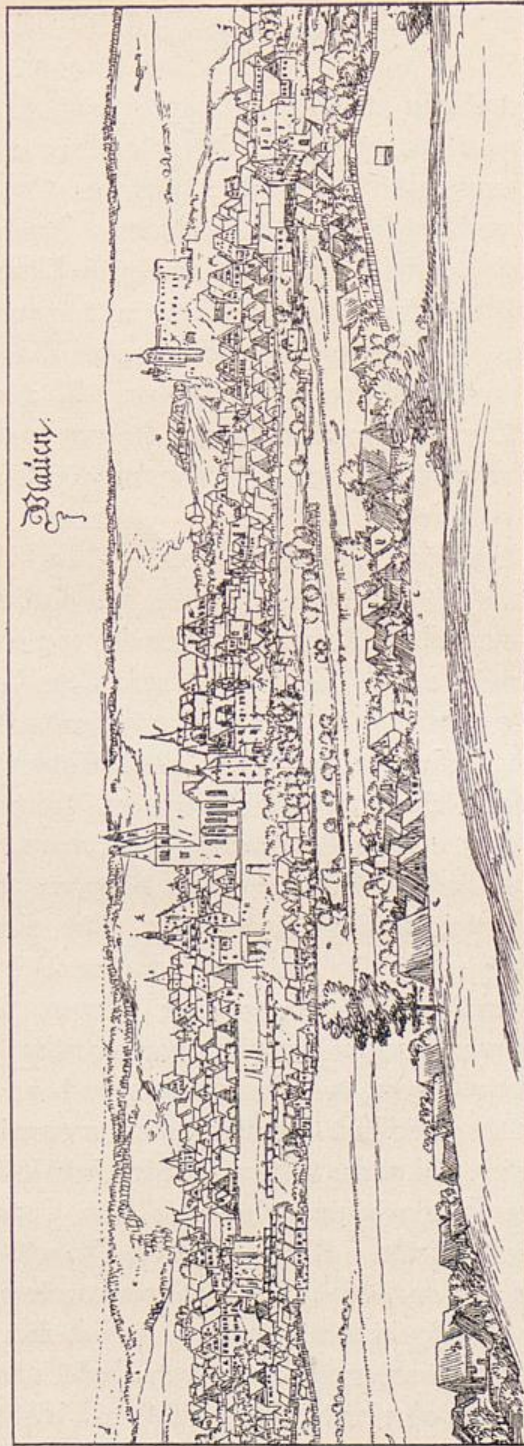


Abb. 45. Ansicht von Plauen um 1590.  
Nach Dilich.



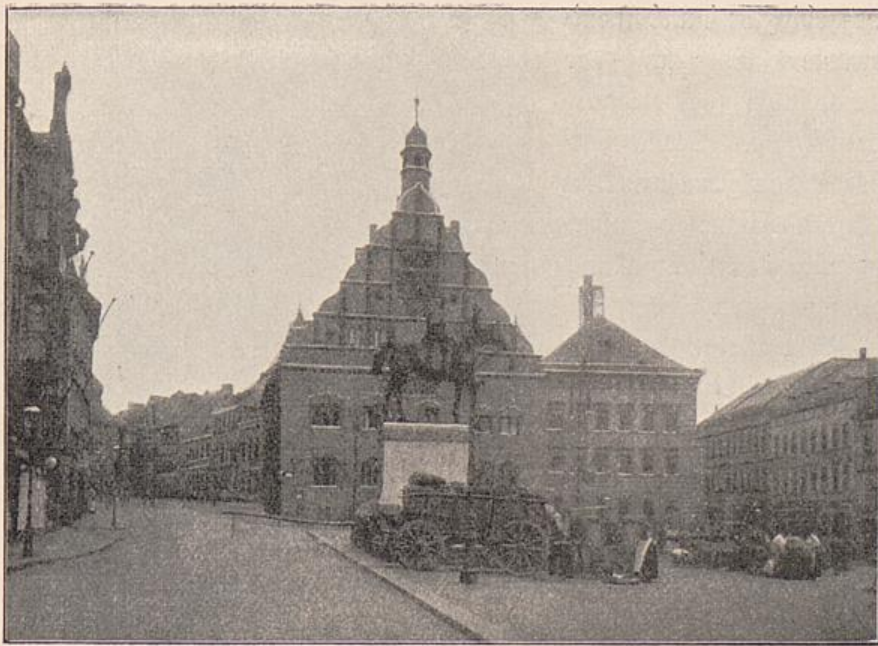


Abb. 44. Markt in Plauen.

weiteres anzunehmen, daß die Gebirgslage an und für sich die Armut begünstige, die wir heute fast durchgehends in den deutschen Mittelgebirgen finden, wo Ackerbau und Viehzucht keinen genügenden Entwicklungsraum finden. Wenn aber der Verkehr eindringt und in den Siedlungen neue Wünsche weckt, wenn also gewissermaßen einer alten, aber zum Stillstand gekommenen Kultur eine neue, reichere aufgepfropft wird, dann treibt sie leicht zu einer Erweiterung der Erwerbsmittel, die aber in den Mittelgebirgen zu einer Zerfetzung der landwirtschaftlichen Kultur führt. Früh schon zeigte sich das im Fichtelgebirge und im Vogtlande. Große Fabriken haben einen Teil der Bevölkerung der dürftigen Ackerwirtschaft, einen anderen der Hausindustrie entzogen, die schon die Jugend in ihren Bann zieht. Schon zu Friedrichs Zeiten begann in Verbindung mit der Zertrümmerung des Grundbesitzes, eine Abwanderung in die Städte einzusetzen, die bereitwillig jedem gesunden Arme ihre Tore öffneten. Zunächst waren es die Bodenreichtümer des Fichtelgebirges, die eine Zeitlang die Bevölkerung in eine industrielle Spannung versetzten; später richtete sich der Sinn auf die Ausbeutung der Eisen- und Kupferlager des



Erzgebirges; daneben entwickelte sich auf der Grundlage des Hausfleißes das textile Gewerbe, das gerade in dem Vogtlande eine so außerordentliche Entwicklung gefunden hat.

Wie weit um 1400 sich die Landleute um Plauen herum bereits im Banne dieser aufblühenden Stadt befunden haben, steht

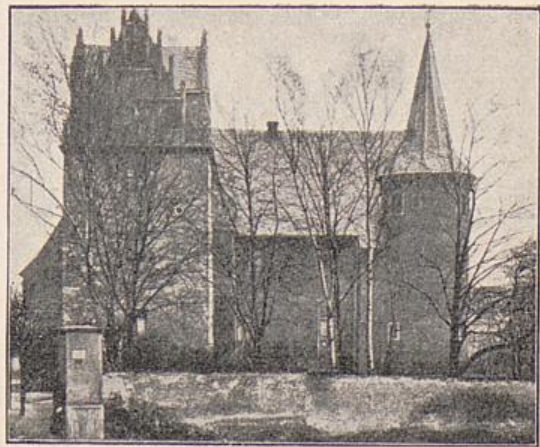


Abb. 45. Burg Netschkau.

dahin. Sicher ist nur, daß eine ausgeprägte bäuerliche Wirtschaft nicht vorhanden war und sich auch später nicht eingefunden hat. Dem wirkten nicht nur eine Bevölkerung mit sehr starkem slawischen Einschlag entgegen, sondern das Emporblühen der Stadt selbst, die — in der Mitte zwischen Nürnberg und Leipzig gelegen — nicht ohne Erfolg diesen Städten nachstrebte. Schon hatte sich der Altstadt, die 1367 bereits „alte“ Stadt genannt wird, auf dem anderen Ufer der Syra eine Neustadt angegliedert, die beide von einer festen Mauer umgürtet und mit drei Toren versehen war.<sup>ssb)</sup> Das Strasberger, durch das Friedrich in Plauen eingezogen war, lag in der Nähe des Schlosses der Herren von Everstein, der ältesten deutschen Besitzer der Stadt, im Norden das Dobenauer oder Neundorfer, auch Wolfgangener Tor genannt, und ein drittes zwischen dem oberen und unteren Steinwege. Über den letzteren, der „via lapidea“ der Urkunden,<sup>ssc)</sup> zog Friedrich hinaus gen Leipzig.

Freundlichere Bilder zeigten sich ihm, als er sie vorher gesehen hatte.<sup>ssd)</sup> Das wildromantische Elstertal hat er freilich nicht berührt, da die alte Straße nach Leipzig über Netschkau, Mylau, Reichenberg, Neumark, Werdau, Krimmitschau, Gößnitz, Altenburg, Regis, Borna, Komnewitz ging und sich vorwiegend auf der Höhe hielt. Zwar war noch eine zweite Verkehrsstraße vorhanden, die zunächst über die Berge und dann im Elstertal bis zur Stadt Elsterberg lief, um von hier über Greiz, Weida, Zeitz, Pegau und Zwenkau nach



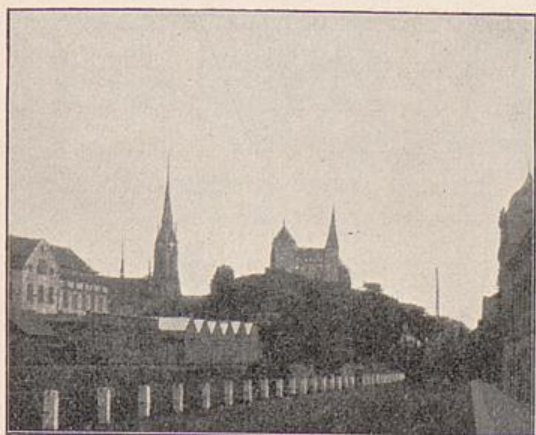


Abb. 46. Mýlau.

Leipzig zu führen; aber diese war etwas weiter, weniger belebt, während die erstere den Burggrafen über das seinen Wettiner Verwandten gehörige Mtenburg leitete. Auf der Höhe blieb die Straße, bis sie das auf einem steilen Talhang erbaute Dorf Netschkau erreicht, das 1491 erst Stadterecht erwarb, aber

ein städtisches Scheindasein noch bis 1687 führte, in welchem Jahre erst eine städtische Verwaltung eingerichtet wurde. Mauern und Türme hat der Ort trotzdem nie gehabt;<sup>89)</sup> er wird auch kaum ein besonderes Interesse bei Friedrich erweckt haben. Freilich kann Netschkau schon eine Geschichte hinter sich gehabt haben, bevor es in ein klareres Licht rückte. Denn das Schloß Netschkau, das 1462 von Peter von Netsch in recht bemerkenswerter Weise neu erbaut worden war, scheint eine ältere Anlage verdrängt zu haben, die unmittelbar über der Landstraße stand. Hinter Netschkau senkt sich die Straße in ein stilles, baumbestandenes Tal hinab, an dessen Ausgang sich das hochgelegene feste Schloß Mýlau in beherrschender Lage zeigt. Nur 2 km liegen zwischen beiden Schlössern, ein Hinweis vielleicht auf die verhältnismäßig bescheidene Stellung, die Netschkau beschieden blieb. Denn Mýlau hatte von vornherein eine größere Anwartschaft auf geschichtliches Leben.

Mýlau, 1140 zuerst erwähnt, war der Mittelpunkt der provincia Milin, deren Ursprünge wohl schon in einer slawischen Gauherrschaft zu suchen sind. Sie umfaßte noch in geschichtlicher Zeit die umliegenden Gebiete mit Reichenbach, Netschkau und Sengenfeld. Karls IV. Politik, die in Franken vergeblich nach Westen vorzustößen versuchte, die die Mark Brandenburg auf Jahrzehnte mit Böhmen zu vereinigen wußte, hatte über Eger hinaus auch hier Boden gefaßt. Erst 1367 hatte der unterhalb der Burg gelegene Ort von



ihm die Stadtgerechtigkeit erlangt. Seine Amtsleute, die Herren von Nylin, walteten mit Umsicht in seinem Interesse. Wer weiß, was aus Deutschland geworden wäre, wenn die ehrgeizigen Pläne des Kaisers nicht durch die unkluge Haltung seines Sohnes Wenzel völlig vereitelt worden wären! So aber wurde Böhmen bald wieder auf seine ursprünglichen Grenzen beschränkt; 1412 war die Herrschaft allerdings noch böhmisch; einer der Herren von Nylin wird den Burggrafen gesehen haben, der indessen wohl kaum den mühseligen Aufstieg auf das Schloß versucht haben wird, da ihm schon die Türme von Reichenbach entgegenwinkten. Möchte die kraftvolle Schönheit der Burg ins Land strahlen, möchte sie auch König Karl, wie später seinen Sohn Sigmund, verlockt haben, hier zu verweilen, Friedrichs Straße führte weiter, bis er hinter den Mauern von Reichenbach eine größere Raßstätte für sein Gefolge fand.

Einstmals — es sind nun bald neun Jahrhunderte vorübergezogen —, da lag von der stolzen feste Nyla nur 3 km entfernt, ein kleines unbedeutendes Städtchen, ein Aschenbrödel gegen jene weit in das Tal grüßende Burg. Ohne Taten und ohne besonderen Ehrgeiz gingen die Jahrhunderte vorüber; der deutsche Ritterorden gründete hier eine Komturei; 1270 ist der Ort bereits Stadt. Und als 1367 Karl IV. den Ort anwies, sein Recht in der Stadt Plauen zu suchen, da hatte er noch nicht die geringste Anwartschaft, eine bedeutendere Rolle zu spielen. Seine Kräfte lagen nicht in dem Gelände, das weder Bergwerke noch Ackerbau von Bedeutung besaß; sie waren noch zersplittert und verborgen in der Bevölkerung, aus die sie das 18. und 19. Jahrhundert erst erweckte, als der Webstuhl aus dem Hause in die Fabrik verpflanzt wurde. Jetzt erhob sich die Riesin Industrie mit einer fast unheimlichen Entwicklung, die unverhüllt ihre Arme schon nach Netschkau ausstreckt, um auch diese Stadt an sich zu ziehen. Als Friedrich durch das breite Tal vorüberzog, grüntes Wiesen in dem Grunde und blühten Bäume am Abhange, und nur verstohlen lugte ein Blockhaus aus dem grünen Mantel, wo heute der Chor der Maschinen den harten Rhythmus der Arbeit stampft. Gesunken sind die Mauern, die nie dem Ehrgeiz eines Dynasten oder einer kühnen Stadtverwaltung als Stützpunkt gedient haben, zerstört bis auf wenige Reste, die wie



stumme Zeugen einer geschichtslosen Vergangenheit ein verborgenes Leben führen, als ob sie sich schämten vor dem lauten Dreiklang von Gewerbe und Industrie und Handel, der hier keinen anderen Ton hat aufkommen lassen. Die Romantik der Vergangenheit ist in Reichenbach erstickt vor der brutalen Kraft der Tat, die von dem Massenwillen getragen und von den Kontorstuben aus fast unsichtbar geleitet wird. Wie die dunklen Wolken jetzt aus ungezählten Schornsteinen emporqualmen, so haben züngelnde Flammen im 19. Jahrhundert mitteleidslos verzehrt, was noch an Erinnerungen aus einer stilleren Zeit des Bürgertums vorhanden war. In dem Mauerwerke der St. Petri- und Paulskirche, die in ihrer Schmucklosigkeit noch die Bescheidenheit des 18. Jahrhunderts verkündet, da blickt noch hin und wieder ein Stein hervor aus altersgrauer Zeit, der schon im Zeitalter Friedrichs als alt gelten konnte, aber auch er steht ohne Zusammenhang mit der späteren Architektur, ohne Zusammenhang fast mit dem Leben, das ihn umbrandet. Nur der große Markt und die regelmäßige Anlage einzelner Straßen haben kraftvoll jeder Änderung widerstrebt; sie sind noch Zeugen aus der deutschen Gründungszeit der Stadt; auf ihrem Boden stampften die Rosse Friedrichs, als er den gewaltigen Berg hinanstieg, der Reichenbach von dem benachbarten Neumark trennt.

Erbarmungslos räumt die Industrie mit der Vergangenheit auf; widerstandslos breitet sie ihre Arme aus, um das Leben an ihre Brust zu ziehen. Aber sie ist auch herrschsüchtig; sie sucht in ihren Dienst zu pressen, was sich in ihren Bereich begibt. Dagegen kommen die Schwesterstädte schwerlich auf, die in ihrer unmittelbaren und gefährlichen Nachbarschaft liegen; sie werden wie Netschkau mit der Zeit völlig ihrem Einflusse unterworfen, oder sie bleiben wie Neumark in ihrer Entwicklung gehemmt. Auch diese Stadt hat keine Geschichte, keinen Drang gezeigt, das Schloß der Herren von Römer, das in dem Lutherjahre 1483 zum Teil neu erstand, zu überwachsen und einzugliedern, wie es die Plauener Bürger mit dem Schlosse der Eversteine bereits im 13. Jahrhundert vollendet hatten. Nein, Neumarks Schicksal war das der Halbheit, die vor der Entschlossenheit zaudert und nie sich zum harten Entschluß emporringt. Ein Dorf zur Zeit Friedrichs, ein Marktflecken im Zeitalter der Industrie,



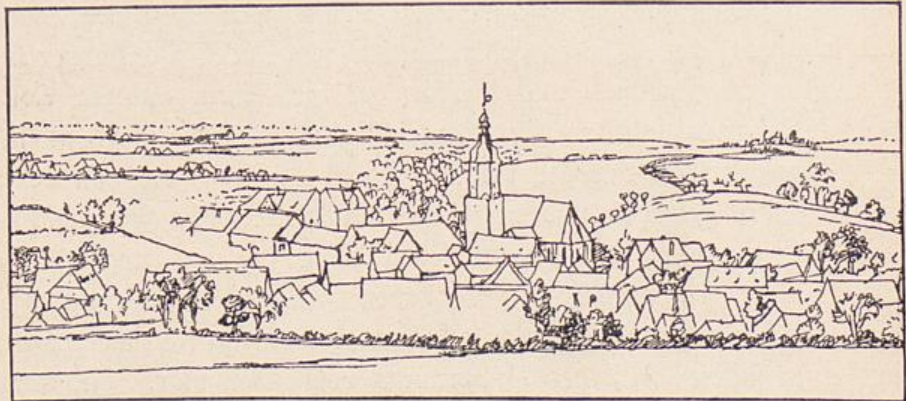


Abb. 47. Ansicht von Neumark.

ist es ein Zwitterding zwischen Dorf und Stadt geblieben. Auch heute noch ragen die gotische Kirche und das Römersche Schloß mit ihrem, teilweise in der Tiefe des 15. Jahrhunderts stehenden Erinnerungen wie Fremdkörper in den anspruchsvoll sich gebärdenden Fabrikbauten, zwischen denen wiederum das schlichte Bürger- und Bauernhaus ein gedrücktes Dasein führen.

Der Schleier der Geschichtslosigkeit, der die von großen Wäldern überzogenen Berge fast lückenlos überdeckt, wird gelüftet, wo die Mauern und Türme von Burgen in die Lüfte ragen. Die Wälder sind zum Teil verschwunden, mit ihnen ist das Heer der Sagen zerflattert, die der Volksmund so gern an die Stelle des tatsächlichen Geschehens setzt. Aber an dem altersgrauen Gemäuer der Burgen, da ranken sie noch lustig wie ein Nachklang jener Mythen. Die Straße führt von Neumark an dem hoch auf einem Basaltkegel liegenden Schloß Schönfels vorüber, das zu Friedrichs Zeit den Handel der stark benutzten Straße zu schirmen hatte, das einstmals vielleicht ein deutscher Grenzposten gegen die Sorben war. Die Sage, die sich bei älteren Geschichtschreibern sogar zu einer festen Anschauung verdichtet hat,<sup>90)</sup> erzählt von dem König Heinrich, der hier ein festes Schloß angelegt habe. Unmöglich ist dies ebensowenig wie die Tatsache bewiesen, älter aber als die erste Erwähnung von „Schonewels“ im Jahre 1225 ist die Anlage zweifellos. Die Vögte von Plauen hatten auch hier die Lehnsoberherrschaft, die nach kurzer Zwischenzeit der Markgrafen von Weiszenheim 1411 an den



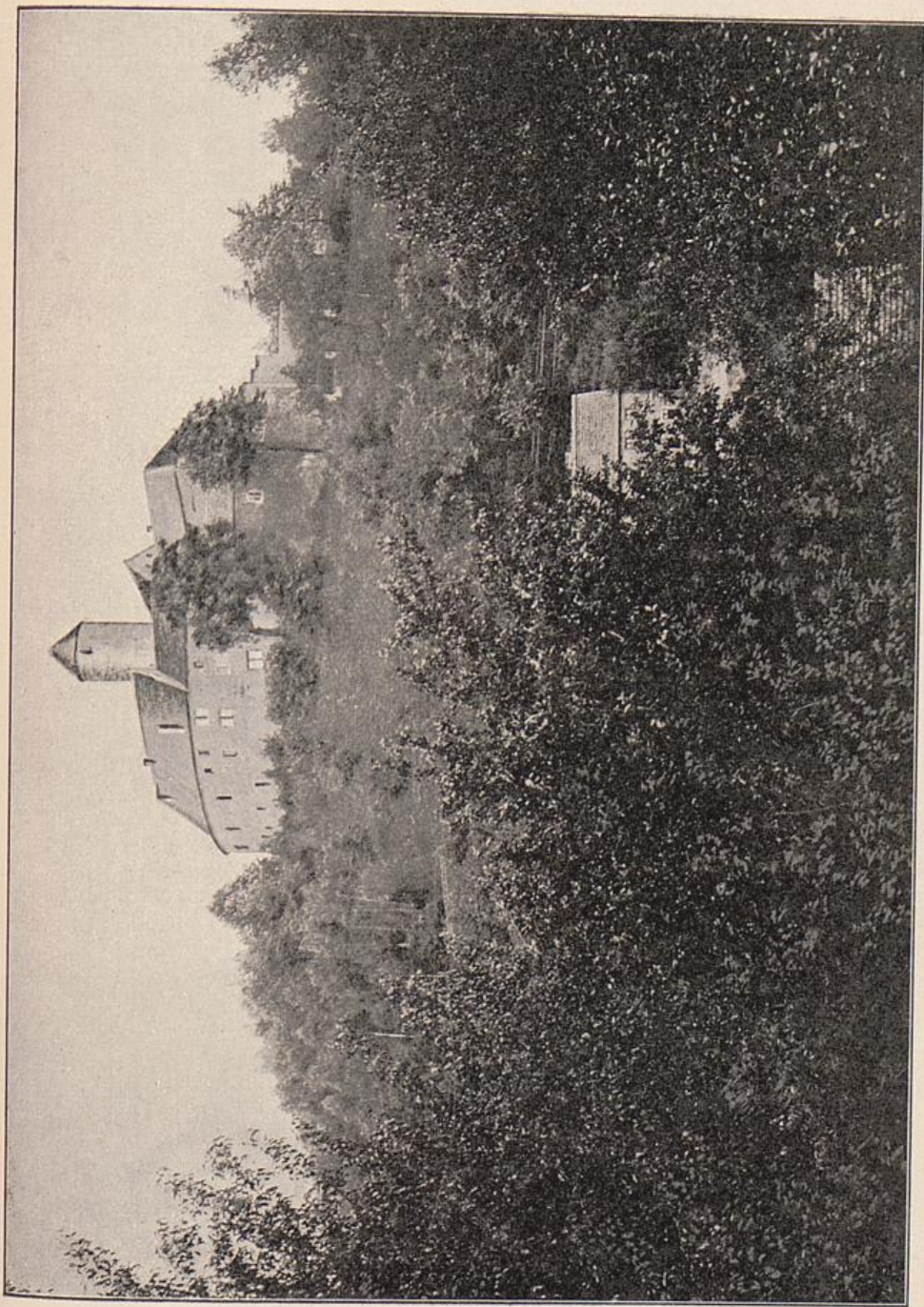
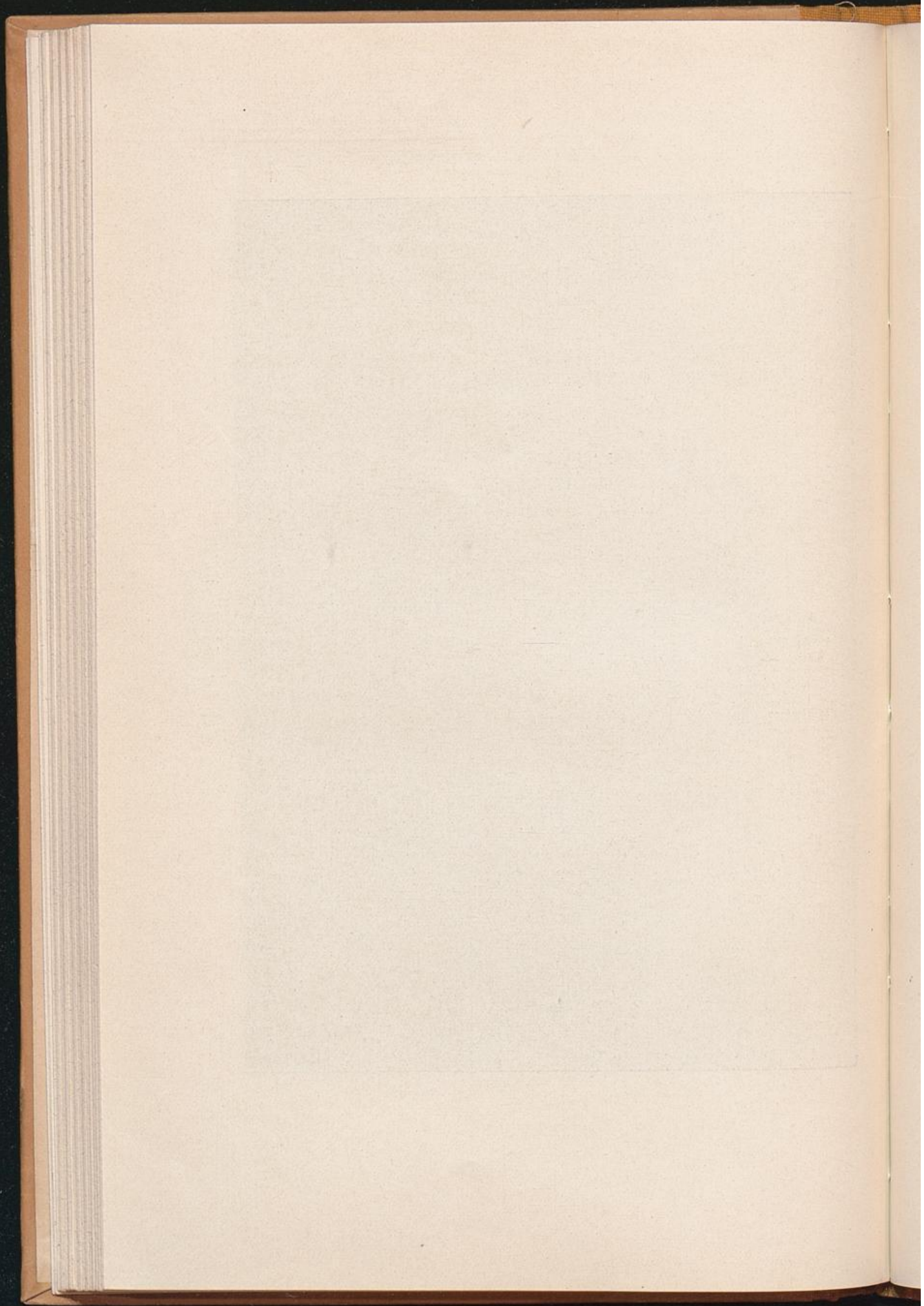


Abb. 48. Schloß Schönfels.  
(Aus dem Burgtour.)

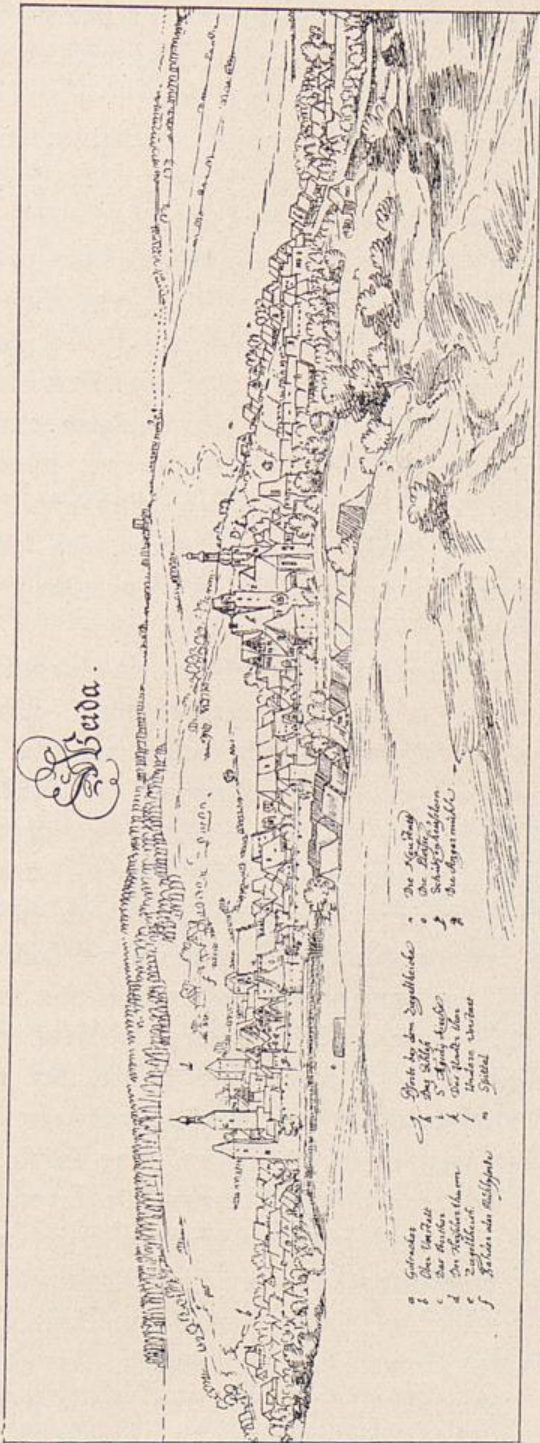
[2]







# Verda.



- g Grotzen
- h Der Vorhof
- i Der Hof
- k Der Hof
- l Der Hof
- m Der Hof
- n Der Hof

- o Der Hof
- p Der Hof
- q Der Hof
- r Der Hof
- s Der Hof
- t Der Hof
- u Der Hof
- v Der Hof
- w Der Hof
- x Der Hof
- y Der Hof
- z Der Hof

- aa Der Hof
- ab Der Hof
- ac Der Hof
- ad Der Hof
- ae Der Hof
- af Der Hof
- ag Der Hof
- ah Der Hof
- ai Der Hof
- aj Der Hof
- ak Der Hof
- al Der Hof
- am Der Hof
- an Der Hof
- ao Der Hof
- ap Der Hof
- aq Der Hof
- ar Der Hof
- as Der Hof
- at Der Hof
- au Der Hof
- av Der Hof
- aw Der Hof
- ax Der Hof
- ay Der Hof
- az Der Hof

Abb. 49. Ansicht der Stadt Verda um 1590.  
Nach Dillig.



Markgrafen Wilhelm von Thüringen fiel, während sich die alte Familie der Herren von Schönfels als Lehnsinhaber behaupteten. Ein Schönfels war also Burgherr, als Friedrich von Neumark an der stattlichen Burg vorüberzog, die dem Rachezug der Hussiten 1430, wie fast alle Dörfer und Städte bis tief hinein nach Franken, erlag, aber auf ihren alten Mauern wieder aufgebaut wurde.<sup>91)</sup>

Langsam geht es von Schönfels wieder bergan zu einer Höhebene, aus der die Ortschaften nur teilweise aus den tiefeingeschnittenen Einschnitten emporragen. Bald ist Werdau erreicht, das bis etwa 1400 den Vögten, bzw. ihrer jüngeren Linie, der reußischen Linie, gehörte, dann aber an die Markgrafen von Meißen gelangte. Trotz der schon vorhandenen steinernen Wehre und dem festen Schlosse zu Werdau, scheint es bis in Friedrichs Tage nicht sehr bedeutend gewesen zu sein, denn es wurde 1411 angewiesen, sich sein Recht von Zwickau zu holen, was in einem städtischen Gemeinwesen immer einen unentwickelten Zustand andeutet. Auch Werdau hat keine eigene Geschichte; was wir von der Stadt hören, sind eigentlich nur Akte, in denen über sie von dritter Hand verfügt wird. Ein Ausspruch Luthers, der den Vogtländern ja nicht besonders grün war, scheint durch den Adressaten, den Pfarrer Keymann in Werdau, sich auf die Bewohner zu beziehen. Wenn auch der angeführte Ausspruch durch die nachträgliche Bemerkung, daß: „Die vogtländischen Köpfe seien grobe Ochsen“<sup>92)</sup> von „männiglich im Munde geführt wird“, seine persönliche Spitze verliert, so deutet das Wort doch ebenso einen persönlichen Groll des großen Reformators an, wie es eine volkstümliche Charakterisierung des Vogtländers einschließt. Das braucht darum noch nicht wahr zu sein. Der Slave, der hier wohl in recht dünnen Schichten geseßen hat, ist schon früh von dem aus den Naingegenden stammenden fränkischen und dem thüringischen Kolonisten verdrängt worden, die ihrem lebensvollen Temperamente auch durch einen etwaigen slawischen Einschlag keine Jügel anlegen ließen. Die Derbheit des Franken hat sicher den Sieg behalten über die Weichlichkeit des Slawen, der sie höchstens durch eine Dosis Verschmittheit zu jener bekannten Bauernschlauheit steigerte, die gerade in den mitteldeutschen Schwänken und Schnurren so lebhaft hervortritt. Die ungeschminkte Derbheit Luthers ist nur ein besonderer Ausdruck



dieser Temperamentsanlage, die letzten Sinnes mehr schmeichelhaft als herabsetzend wirkt.

Mitten in der langgestreckten Stadt lag, sich zum Teil an die Stadtmauer lehrend, das alte Schloß Werdau, das der Burggraf gesehen und vielleicht besucht hat, das nach dem Brande von 1670 spurlos verschwunden ist. Fabriken stehen heute, wo die Stadtmauer war; nur ein kleiner Rest hat sich in der sogenannten Bastei erhalten. Eine Inschrifttafel mit der Darstellung des heiligen Aigidius, des Heiligen der Stadt, und mit der Jahreszahl MCCCCLXXX, die sich ehemals an einer Bastei befunden haben soll, ist heute an der Rückseite des Rathauses angebracht, gleichsam ein Bekenntnis, daß Werdau zwar eine Vergangenheit gehabt hat, daß die Stadt aber lieber nach vorn in die Zukunft blicken wolle, deren Träger in den schlanken Schornsteinen das ganze Pleißetal besetzt haben. Manch alter Bauernhof versucht vor den Toren, sich der Umzingelung durch die Industrie zu erwehren. Auch sie werden verschwinden, wie so vieles verschwunden ist aus alter Zeit. Die Industrie bedrängt den einzelnen wie die Gesamtheit, Dorf und Stadt.<sup>93)</sup>

Die Pleiße, die oberhalb Neumark entspringt, hat der Straße bis nach Werdau die Richtung gewiesen. Ihr folgt sie weiterhin, indem sie immer mehr in die Leipziger Tieflandschaft hinabsteigt; ihr folgen auch die Ortschaften, die in langer Flucht in der schmalen Talspalte aufgereiht sind, eine fast ununterbrochene Triumphstraße der Industrie heute, eine nur von kurzen Wald- und Ackerflächen unterbrochene Siedelungskette ehemals. Bis unmittelbar nach Werdau streckt das in seinem Namen schon gekennzeichnete Dorf Langenhessen seine Flur nach Süden, bis fast an Krimmitschau heran reicht sein Nordzipfel, der hier einstmals in das Dunkel des Krimmitschauer Waldes hinabtauchte. Er, der einst den Burggrafen umrauschte, ist bis auf geringe Reste verschwunden, und mit ihm sind die Mären zerflattert, die dem Bewohner früher erzählten, wie es war und wie es wurde. Nur der rätselhafte Name Kremazowe, der sich auf das alte Waldgebiet bezieht, steht noch vor ihm als eine dunkle Kunde einer dunkleren Vorzeit. Und doch sind dem Auge noch einzelne Schritte dieser Entwicklung kennbar in den Spuren, die sich an den Boden geklammert haben. Hier das Rätselwort



Krimmitschau mit seinem slawischen Lautstande, im Süden Langen-  
hessen, im Norden Waldsachsen und Frankenhäusen. Sind dies  
nicht lebendige Urkunden jener blühenden Kolonialzeit, als unter  
dem Zeichen deutscher Kultur und christlichen Geistes die deutschen  
Stämme sich wieder gen Osten wandten? Vertreter dreier fernigen  
Stämme haben ihre neue Heimat im Umkreise des Krimmitschauer  
Waldgebietes wie ein Belagerungsheer aufgebaut, das ein feind-  
liches Gebiet umstellt. Und dieses Gebiet wurde eingenommen; ge-  
wichen sind die spukhaften Gestalten, die im Dunkel des Waldes  
nisteten, seit die ehemalige Wasserburg, die 1322 als castrum  
Crymatschowe bezeichnet wird, und das heute halbstündlich von der  
Stadt entfernte Schloß Schweinsburg deutsche Herren sah, seit sich an  
der Stelle des heutigen Rittergutes Karthause ein Kloster und in  
dem benachbarten Neufkirchen eine Wallfahrtskirche erhoben. Die  
Herren von Schönburg, die in dem Schlosse zum Teil in hervor-  
ragender Stellung beamtet waren, starben mit Sigismund von  
Schönburg ein Jahr nach dem Durchzuge Friedrichs aus und hinter-  
ließen das Gebiet den Markgrafen von Meissen.

Der Handel ist die Straße gezogen, bevor der erste christliche  
Sendbote erschien, der Handel ist der Kolonisation gefolgt und hat die  
Städte wachsen lassen, die auf diesem Wege lagen; aber die Industrie  
hat auch hier ihre Denkmäler errichtet, die hoch und schlank in die  
Lüste starren. Sie heischt Raum für sich; sie ist eine ungestüme  
Herrin, die keine Rücksicht gelten läßt. Da sanken denn schnell  
Mauern und Tore, die der Landbewohner wohl auch einst als un-  
bequeme Emporkömmlinge betrachtet haben mag, da brauste ein  
fühler schneidender Wind durch die Stille der Talschönheiten, der ab-  
sterben ließ, was nicht mehr lebensfähig war. Und das 19. Jahr-  
hundert hat auch schonungslos aufgeräumt mit den Erinnerungen  
Krimmitschaus aus Burggraf Friedrichs Tagen. Von der Pfarr-  
kirche St. Laurentius einige romanische und gotische Teile, die Hospital-  
kirche zum heiligen Geist, vom Schloß der Schönburg vielleicht  
einige Substruktionen und der Unterteil eines Torturmes sind noch  
als einsame Denkmäler vorhanden, die sich durch fünf verheerende  
Brände erhalten haben.<sup>94)</sup>

Der Zug des Burggrafen führte durch die Herrenstraße nach



Frankenhausen, Gosel und Ponitz, über eine mächtige Gebirgsschwelle, um sich dann auf der alten von Zwickau kommenden Straße weiter nach Gößnitz zu bewegen. 1554 wird dieser Ort, ohne es aber politisch zu sein, „ein zimlich margsflecklin“ geheissen.<sup>95)</sup> Von den beiden Herrengütern gehörte das einstige der Herren von Kolditz 1412 den Landgrafen Friedrich I. und Wilhelm II. von Meissen, die es ein Jahr darauf dem von ihnen in Altenburg gegründeten Georgstift „mit egfern wesen holzern wassern fischwegen“ übereigneten,<sup>96)</sup> der andere war im Besitz des Herren von Gößnitz, von denen Ludwig und Dietrich um 1412 lebten. Auch das nördlich gelegene Dorf Zehma, das der Burggraf zu passieren hatte, ist von den frommen Landgrafen dem Georgstifte vermacht worden.<sup>97)</sup> Nur wenige Kilometer waren noch bis Altenburg, dem Sitze der Land- und Markgrafen des Pleißenlandes, wo Friedrich wohl einen längeren Aufenthalt genommen haben mag. Über Heiligenlechnam, das allerdings erst 20 Jahre später zur Erinnerung an einen Hostiendiebstahl angelegt worden ist, und Mockern führte die Straße hinauf zu dem mächtigen Burghügel, auf dem die Stadt liegt. Noch einmal zeigt sich das Gebirgsland, das den Burggrafen von Kadolzburg fast dauernd begleitet hat, in der Porphyrchroffe von Altenburg in seiner ganzen gewaltigen Schönheit, bevor sich der Weg durch die liebliche Auenlandschaft der Pleiße bis nach Leipzig wand.



## Altenburg und das Pleißenland.

Von den drei sächsischen Gebieten: Thüringen, dem Oster- oder Pleißenland und Meißen, die von den Wettinern im Laufe der Zeit erworben wurden, die aber infolge des Chemnitzer Teilungsvertrages von 1382 in jene drei Glieder getrennt worden waren, berührte der Burggraf auf seinem Zuge in die Mark hauptsächlich das Osterland. Hier herrschten die Markgrafen Friedrich der Streitbare, Wilhelm II. und Georg. Der letztere war schon 1401 oder 1402 gestorben, nachdem ihm die treffliche Mutter Katharina, die mit den Söhnen die Regierung gemeinsam geführt hatte, 1397 im Tode vorgegangen war. Diese Wettiner, deren Lande ja zum Teil an die Mark grenzten, hatten ein geschichtliches Interesse an Brandenburg. Ein altes Gebiet Brandenburgs, die Mark Landsberg, zwischen Leipzig und Halle gelegen, war unter den Anhaltinern brandenburgisch; jetzt gehörte sie zum Oster- oder Pleißenlande. Unter Jost von Nöhren erwarben die Wettiner sogar pfandweise die Mark Brandenburg. Wilhelm der Ältere von Meißen hatte sich viel Mühe um sie gegeben, ohne der Anarchie Einhalt tun zu können, obwohl seine Bezeichnung, „mächtiger Vorsteher der alten und neuen Mark“, <sup>98)</sup> die große Autorität dieses Fürsten erkennen läßt. Für Friedrich war die Freundschaft mit den Fürsten wichtig, weil sie die Herren der an der alten Heerstraße gelegenen Städte Altenburg, Borna, Leipzig, Eilenburg und Düben waren, die er auf dem Zuge in die Mark passieren mußte. Alle diese Verhältnisse waren erst kürzlich geordnet, als die vielen Glieder des meißnischen Fürstenhauses ihre gegenseitigen Ansprüche 1410 in Naumburg und ein Jahr darauf in Leipzig miteinander verglichen hatten. Friedrich der Streitbare erhielt Leipzig, während Wilhelm II. seine Residenz in Altenburg aufschlug. Nach seinem 1425 erfolgten Tode kam diese Residenz an seinen Bruder Friedrich von Sachsen, dessen 1421 geborene Tochter Katharina nachmals die Gattin Friedrichs II., des Eisenzahn, wurde. Zwischen dem Burggrafen Friedrich von Hohenzollern und den altenburgischen Fürsten haben demnach recht gute Beziehungen bestanden, die ihm zweifellos einen guten Empfang sicherten. Vielleicht war auch die Hofmeisterin der Markgräfin Mutter Katharina,





Abb. 50. Altenburgische Bauerntrachten um 1830.

Elisabeth von Jleburg, die 1417 erwähnt wird, eine Tochter oder eine Schwester von Friedrichs Stellvertreter Wend von Jleburg, der im Vorjahre in die Mark gezogen war.

Altenburg! Weit hinauf in das Dunkel der Geschichte folgt der Blick den Linien, die das Wortbild aufzeichnet. Es gibt ältere Städte im Süden und Westen Deutschlands, die schon an römische Geschichte anknüpfen; es gibt bedeutendere in Niederdeutschland, um die große Kirchenfürsten einen schimmernden Kranz von Sage und Geschichte gewoben haben, andere, die aus eigener Kraft heraus Selbständigkeit und Reichtum erwarben; keine aber steht wie Altenburg vom ersten Augenblick ihres Lebens gleich fertig als Residenz und Verwaltungsmittelpunkt vor unserem Auge. Die Stadt hat natürlich ihre Vorgeschichte wie jedes andere Emporium; sie hat sie aber überschichten lassen von den Wogen der Ereignisse und steht, als sie 977 zuerst als eine civitas erwähnt wird, wie ein fertiges Gebild vor uns. Es war ja altes Slawenland, auf das sie beherrschend herabschaute, ein Slawenland, in dem noch 82 Jahre vor dem Zuge



des Burggrafen bei Strafe verboten werden mußte, vor Gericht Slawisch zu sprechen.<sup>99)</sup> Der fremde Volksstamm hat nicht den leisesten Versuch gemacht, seine Sonderstellung politisch auszumünzen; er zog es vor, wie die des Knoblauchlandes bei Nürnberg, sich der deutschen Kultur rückhaltlos anzupassen; er wurde deutsch, um unter dieser politischen Außenseite sein Volkstum ungeschwächt noch lange Zeit zu erhalten. So bildete sich trotz aller Einfügung in die Verhältnisse ein Gegensatz heraus zwischen der meist dem Slawentum entstammenden Landbevölkerung und dem Städter, der vorzugsweise in Altenburg seinen Mittelpunkt hatte, ein Gegensatz, der nicht zuletzt in der Gegenüberstellung von Stadtaltenburger und Dorfbewohner seinen Ausdruck fand. Noch um 1840 schrieb man in die Lehr- und Geburtsbriefe den Vermerk, daß der Eigentümer „nicht wendisch oder Jemand's Leibeigener“ sei.<sup>99)</sup>

Man kann die beherrschende politische Stellung Altenburgs an der häufigen Anwesenheit gekrönter Häupter erkennen, die diesen äußersten östlichen Posten des mittelalterlichen Reiches oft zum Aufenthalt nahmen. Eine ganze Reihe von wichtigen politischen Entscheidungen ist hier gefällt worden, deren Wurzeln in der uns unbekanntem slawischen Vorgeschichte des Pleißenlandes zu vermuten sind. Erst unter Kaiser Friedrich Barbarossa, der schon eine Burg und mindestens zwei Vorstädte vorfand, finden wir einen einigermaßen sicheren geschichtlichen Boden. Friedrichs erster Aufenthalt in der Stadt — er war mindestens sechsmal dort — stand mit der Einrichtung des Burggrafenamtes in Verbindung, nachdem die Stadt schon zwischen 1157 und 1165 Reichsunmittelbarkeit erworben hatte. Durch sie wurde Altenburg die Hauptstadt der Provinz Pleiße, zu der Leisnig, Kolditz, Krimmitschau und Werdau gehörten.<sup>100)</sup> Vor Kaiser Friedrich war Konrad III. mit großem Gefolge, darunter König Wladislaus von Polen und sein Sohn Boleslaus 1151 in Altenburg; nach ihm weilten König Heinrich VI. 1190 und 1192, Philipp von Schwaben, Otto IV. von Braunschweig 1209, Kaiser Friedrich II. 1214, 1216 und 1217, Heinrich VII. 1234 und Rudolf von Habsburg 1286 und 1290 hier. Es hing der Aufenthalt des letzteren mit den politischen Ereignissen des Altenburger Landes zusammen.





Abb. 51. Ansicht von Altenburg um 1650.



Das Pleißener Land, das um 1254 an Heinrich den Erlauchten von Meißen und Thüringen gekommen ist, war 1262 im Besitze seines Sohnes Albrecht. Rudolf von Habsburg aber zog 1282 die verpfändeten Gebiete von Albrechts Söhnen, Heinrich und Dietrich, wieder ein und machte Altenburg bzw. Pleißen zu Reichsländern, gab aber Dietrich (Heinrich war inzwischen gestorben) das Pleißenland vier Jahre später wieder zurück. Zur Zeit Rudolfs soll in Altenburg ein so hoher Wohlstand geherrscht haben, daß kein Bürger zu Fuß zu einem anderen oder in die Kirche gegangen sei, und daß der Kaiser versichert habe, einen solchen Reichtum in keiner anderen Stadt gesehen zu haben.<sup>101)</sup> Das ist vielleicht etwas übertrieben; jedenfalls aber war Altenburg damals eine der bedeutendsten Städte in Mitteldeutschland. Das sollte sich jedoch wenige Jahrzehnte später ändern. Markgraf Friedrich ergriff erfolglos die Waffen gegen Albrecht von Österreich und den Grafen Philipp von Nassau; er mußte es erleben, daß Albrecht Schloß und Stadt Altenburg eroberte. Auch sein Kampf mit Waldemar dem Großen in dem er diesem die Mark Landsberg und die Lausitz wieder abzunehmen trachtete, endete unglücklich. — Er konnte von Glück sagen, daß er wenigstens seine alten Besitzungen behielt. Seit 1329 ist Altenburg unbestrittener Besitz der Markgrafen von Meißen und Thüringen geblieben.

Die Stadt Altenburg hatte in diesen Wirren schwer zu leiden. Nordbrenner verbrannten sie 1390;<sup>102)</sup> sechs Jahre später brannte sie abermals nieder. Immer wieder haben die Bürger das Zerstückte in kurzer Zeit aufgebaut; stets von neuem fanden sie sich zu ihrem üppigen Leben bald zurück. Es muß ein lebensfrohes, lustiges Völkchen gewesen sein, das die Stadt bewohnte. Eine strenge Verordnung des Landgrafen Friedrich suchte 1379 den Aufwand bei Hochzeiten, Kindtaufen, selbst bei Todesfällen zu hemmen.

Trotzdem war Altenburg, als Burggraf Friedrich die Stadt im Sommer 1412 passierte, auch im Äußeren eine Stadt, die erhebliche Züge ihres Alters aufwies. Auf der Burg ragten der sogenannte Mantelturm, seit 1561 die Flasche genannt, und der ehemalige Euginsland, der Hausmannsturm, auf. Die 1089 erbaute Bartholomäuskirche, der Nikolaiturm aus dem 12. Jahrhundert, die 1223





Abb. 52. Die „roten Spitzen“ in Altenburg.

Markgraf Friedrich veranlaßten Meuchelmord abwehrte; sicher erhob sich noch das ältere Rathaus in der Sporengasse, das später erst am Markte neu aufgerichtet wurde. Trotz dieser verhältnismäßig hervorragenden Bauten, die in der Geschichte der Stadt oft und sehr rühmend erwähnt werden, war die Stadt doch recht klein geblieben. Noch 1509 zählen die Stadtrechnungen nur 382 Gebäude auf, deren Besitzer keinen Anstoß daran nahmen, Schlamm und Mist kurzerhand auf den Märkten und Straßen aufzustapeln, wie es die magistratlichen Abfuhrrechnungen erweisen.<sup>103)</sup>

Die Bedeutung Altenburgs lag niemals in der städtischen Verfassung, sondern in dem wehrhaften Schlosse, das sich trutzig auf dem mächtigen Porphyrfelsen erhob, überragt vom Euginsland und von dem dickwandigen Mantelturm, in dem das Hauptgefängnis war, auf dem seit alters her der Blutbann ruhte. Hier auf dem Schlosse wird der Burggraf wieder eine längere Rast gemacht haben. Er

zur Pfarrkirche erhobene Nikolaikirche, das durch Kaiser Friedrich I. 1172 erbaute Kloster Unserer Lieben Frauen auf dem Berge vor der Stadt, von dem der Doppelturm, die roten Spitzen, noch heute ein Wahrzeichen der Stadt ist, und manche Bürgerhäuser, die den Bränden widerstanden haben, waren Zeugen der großen Vergangenheit. Vielleicht stand schon damals das, später „Schwarzer Bär“ genannte Haus, in dem ein Freiburger Bürger mit dem Verlust seiner Hand einen von Adolf von Nassau 1296 gegen



fand dort eine größere Hofhaltung vor, von der uns noch manche Namen erhalten sind. Da ist 1411 der adlige Burgmann Hans von Stangen auf Lödla und Knau,<sup>104)</sup> ferner der Dekan Falco von Gladis,<sup>105)</sup> der Schloßvikar Peter Winckler, dann der Propst Konrad vom Marienkloster, der 1401 mit dem Prior Johann und noch einmal 1418 erwähnt wird, der fürstliche Marschall Hildebrand Wolf,<sup>106)</sup> der „bescheidene“ Hans Forster und seine Ehefrau Sophia.<sup>107)</sup> Von den Bürgermeistern finden wir Konrad von Louwitz oder Loybal, der 1397 und 1414 erwähnt wird, Nichil Czimmermann, Konrad von Bomewitz, Börner und Bottener oder Böttener.<sup>108)</sup> Nicht unmöglich ist es, daß Friedrich II., der Eisenzahn, der ja später oft dieselbe Straße gezogen ist, von Altenburg die Anregung zur Erhebung seiner Berliner Schloßkapelle zu einem Domstift erhalten hat. Dem auch in Altenburg erwog Landgraf Wilhelm die Umwandlung der St. Georgenkapelle auf dem Schlosse in eine Dom- und Stiftskirche Unserer Lieben Frauen, die am 18. Juni 1413 erfolgte und in dem eben erwähnten Falco von Gladis ihren ersten Propst erhielt.



## In der Leipziger Tieflandbucht.

Von dieser altgeschichtlichen Stätte, in der viele Fäden der wettinischen Politik zusammenliefen, in der oftmals die Vertreter der Landgrafschaft zu Tagungen zusammenkamen — erst 1411 hatte eine solche stattgefunden<sup>109)</sup> — zog Friedrich auf der uralten Stapelstraße über Knau, wo der erwähnte Burgmann Hans von Stangen beheimatet war, Gerstenberg, Trebanz und Haselbach nach Regis.<sup>110)</sup> War er schon von Verdau an in der großen Leipziger Tieflandbucht, die sich vom Norden wie eine Junge bis an die Ausläufer des Erz- und Sichelgebirges erstreckte, so öffneten sich hinter Altenburg die Berge immer mehr. Wie ein leuchtender Faden zog, von der Burg gesehen, die Pleiße durch die Niederung. Zurückgetreten sind die Berge, deren letzter schroffer Sturz das Schloß Altenburg trägt; immer mehr verschwimmen die blauen Linien der Berge, je weiter der Weg nach Norden führt. Ebenenland! Zum ersten Male, seit der Burggraf die Kadolzburg verlassen hatte, lag nun wieder eine ebene Landschaft vor ihm, in der breitgelagerte Straßendörfer sich dehnten, und der slawische Hafenschiff die Äcker notdürftig für die Aufnahme des Kornes rißte. Der Weg lief an dem linken Ufer eines kleinen Nebenflusses der Pleiße entlang, der sich mit der letzteren kurz vor dem nahezu geschichtslosen Regis vereinigt. Ehedem hatte das kleine, heute kaum 1000 Einwohner zählende Städtchen eine größere Bedeutung, weil die alte Verkehrsstraße an dieser Stelle die Pleiße überschreitet, um bald darauf bei Borna auch den rechten Nebenfluß der Pleiße, die Wyhra, zu kreuzen. Noch einmal vereinigt das Gelände, bevor es in die ruhigere, gedämpftere Stimmung der norddeutschen Ebene tritt, alle wechselnden Schönheiten des Überganges vom Berg- in das Flachland. Die baumreiche, mit Rinnsalen vielfach durchflossene, von einem dichten Unterholz bestandene, reizvolle Auenlandschaft hat nichts Stürmisches, Gewaltiges an sich; hier ist alles gemessen und ausgeglichen, aber mit einem Zuge in das Liebliche und Weiche. Selbst das turmreiche Borna fügt sich in seiner breiten, behäbigen Ausdehnung dem Flachlandcharakter des Geländes an.<sup>111)</sup>

Durch das Altenburger Tor betrat der Burggraf das, auf einer slawischen Wurzel stehende Städtchen, das in seiner planmäßigen, in



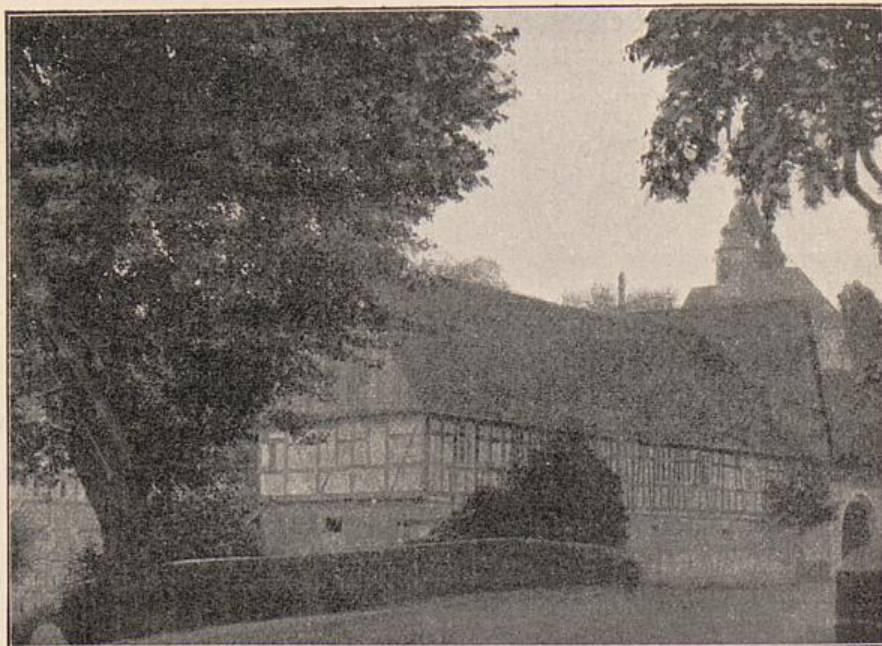


Abb. 53. Gerstenberg bei Altenburg.

der Mitte einen viereckigen Markt einschließenden Anlage sich als eine Gründung des 11. oder 12. Jahrhunderts ausweist. Gerade hatte man den Neubau der Marienkirche begonnen, ein Strebepfeiler zeigt noch die darauf bezügliche Inschrift:

anno domini + millesimo + cccc<sup>o</sup> + xi + incepto + h<sup>c</sup> op. fei + v<sup>o</sup>  
i festo petecof

In der Stadt erhob sich die Burg des königlichen Vogtes, in unmittelbarer Nähe, in der Wyhra-Aue, eine zweite, die zu den alten Grenzfesten gegen die Slawen gehörte. Durch das Reiche Tor, das einen Rückschluß auf die gute finanzielle Lage der Stadt erlaubt, verließ Friedrich die Stadt, um, an kleinen Dörfern und Höfen vorüber, nach dem benachbarten Röttha zu ziehen. Auch hier dürfte die vordeutsche Gründung kaum noch erkennbar gewesen sein. An der Stelle der alten slawischen Burg, südöstlich der Stadt, wuchsen wohl schon um 1412 Baum und Strauch; in der anderen, dicht an der Mauer gelegenen Wasserburg, waltete das deutsche Geschlecht der Pflug.<sup>112)</sup> Bald stand der Burggraf vor Leipzig.



Borna.

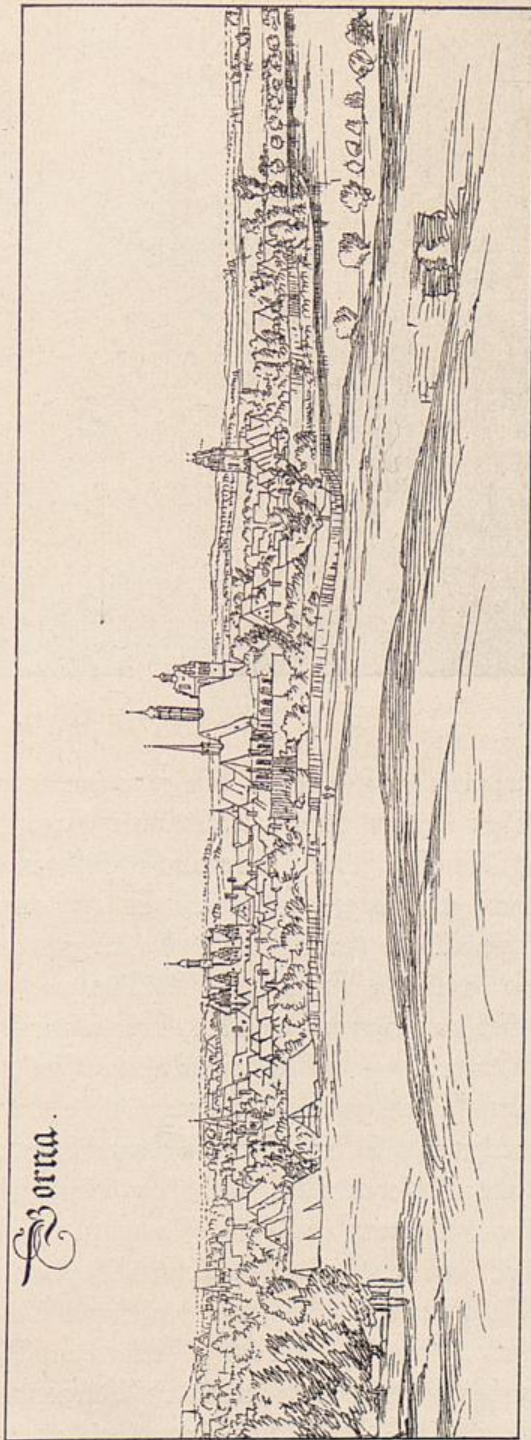


Abb. 54. Ansicht der Stadt Borna um 1590.  
Nach Ditsch.



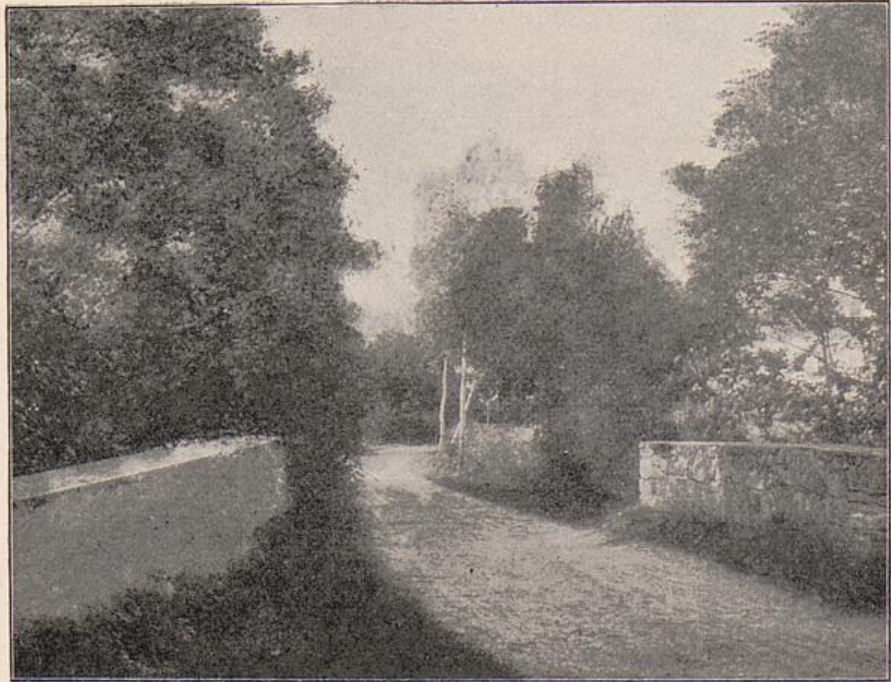


Abb. 55. Straße bei Witznitz unweit Borna.

Der Handel zieht seine eigenen Wege, unbekümmert um das Zerren und Reißen der politischen Kräfte, die Grenzen über weite Gebiete spannen, die Landgebiete auseinanderschneiden, die Freundschaften von heute zu morgen trennen. Es ist, als ob eine geheimnisvolle Kraft all die feinen Linien, die kurzlebiges Wollen in die Erde zeichnet, und die Zufall und Willkür von Ort zu Ort schlingen, unsichtbar zu einem neuen festen Gewebe vereinige, auf dem der Verkehr sich bewegt — oft ohne Änderung Jahrhunderte hindurch. In einem Gebiete gelegen, dessen politische Grenzen sich fast dauernd veränderten, ohne besondere Bodenreichtümer oder auch nur hervorragende Verkehrsmittel zu haben, ohne selbst einen bemerkbaren Willen zu einer örtlichen Macht zu zeigen, fiel dem uralten Sorbendorf an der Pleiße Handel und Verkehr von selbst zu. Ende des 12. Jahrhunderts erhielt die Stadt ihre Befestigung, und wenige Jahrzehnte wird sie ihr vom Markgrafen Dietrich wieder genommen, um den plötzlich aufschießenden Bürgerstolz durch drei Zwingburgen zu zügeln. Alle Entwicklung erfolgt hier ruckweise;



aber unter der Oberschicht der Geschehnisse wächst langsam Leipzigs Handel heran, um eines Tages durch eine Tat sein Dasein zu bezeugen. Seit 1134 ist die Stadt im Besitz der Wettiner; über ein Jahrhundert war vergangen — mehr mit schlechten als mit guten Erlebnissen, da entsteht eine einflussreiche Kaufmannsgilde, die sofort Beziehungen mit Italien anknüpft. Die Stadt sucht in Verbindung mit den großen süddeutschen Handelsstädten zu kommen, erwirbt Schutzbriefe für ihre Kaufleute, macht sich frei von dem Gerichtszwang des Amtmanns, erwirbt das Münzrecht. Und all dies geschieht so unpersönlich, so ohne den bemerkbaren Einfluß irgendeines Leipzigers, während die Bürgermeister der nordischen Hansestädte mit dem Schwert in der Hand Geschichte machen, und die Gewerke mit Kraft und Ziel um die städtische Macht ringen.

Ein wichtiger Punkt auf dem von Merseburg nach dem kolonialen Osten führenden Wege, der thüringisch-polnischen „Hohen Straße“, lag Leipzig gerade an der Stelle, an der sich die nord-südlich laufende „Reichsstraße“ von Augsburg, Nürnberg, Hof, Plauen, Altenburg mit der ersteren kreuzte.<sup>113)</sup> Noch klang das slawische Idiom, das erst 1327 von der Gerichtsstätte verbannt worden ist, in den Dörfern der Umgebung, als sich 1387 der Kaufhandel von Merseburg zum Teil nach Leipzig zog. Dadurch wurde die Stadt aus einem Kreuzungspunkt ein Handelsmittelpunkt. Am Ende des Jahrhunderts begann die Büchsenmacherei zu blühen, die vermutlich von Nürnberg eingeführt worden ist.<sup>114)</sup> Wenige Jahre vor Friedrichs Anwesenheit in Leipzig wurde hier die Universität gegründet, bei welcher Gelegenheit die päpstliche Bestätigungsbulle nicht genug Rühmens von der Stadt und ihren Bewohnern machen kann: „Lipzß, dieser volkreiche und geräumige Ort unter einem freundlichen Himmel, der Nahrung für eine große Menge Einwohner zur Genüge habe und mit allem, gleichsam als ein Acker, den Gott vorzüglich gesegnet, versehen sei, seine Einwohner als artige und wohlgestittete Leute bekannt wären, auch die Stadt ringsherum mit reizenden und angenehmen Gegenden geschmückt sei.“<sup>115)</sup> So schildert ein Italiener die Stadt Leipzig drei Jahre vor der Anwesenheit des Burggrafen.

Nach einer viertägigen Reise von Hof traf Friedrich mindestens am 12. Juni in Leipzig ein. Am 8. Juni hat er in Hof eine





Abb. 56. Ansicht von Leipzig um 1580.  
Nach Sebastian Münsters Cosmographie.

Urkunde ausgestellt (s. S. 69), am 12. Juni verständigten er und sein Bruder Johann sich mit den Brüdern Friedrich und Wilhelm und dem Landgrafen Friedrich dem Jüngeren, Markgrafen von Meißen, über das Erbe Wilhelms (s. S. 89).<sup>116)</sup> Das läßt auf einen dreimaligen Nachtaufenthalt schließen, der nach der Lage kaum anders als in Plauen, Werdau oder Krimmitschau und Altenburg stattgefunden haben kann. Da die Urkunde als Bürgen „Ratsmeister, Räte und Gemeine der Stadt zum Hofe“ aufzählt, so wird sie bereits früher, höchstwahrscheinlich auf der Plassenburg, verfaßt worden sein.

In Leipzig schloß sich vermutlich der Graf von Schwarzburg dem Zuge an, falls dieser sich nicht schon früher mit dem Burggrafen vereinigt haben sollte. Dieser Graf von Schwarzburg war dem Burggrafen für die Vermittlung in einer Fehde verbunden, die er gegen die osterländischen Fürsten geführt hatte. Freilich gerieten diese 1412 in eine neue Fehde mit dem Grafen Günther von Schwarzburg, dem Schwiegervater des Landgrafen Friedrich von Thüringen. Aber dieser Graf Günther hatte mit den Quitzows eine alte Rechnung zu begleichen und brannte daher vor Verlangen, den Zug mitzumachen. War er es doch, den Dietrich von Quitzow 1403 an der Elbe überfiel und beinahe gefangen genommen hätte! Die Statthalterschaft war ihm jedenfalls seit der Zeit gründlich verleidet, der Wunsch aber geblieben, seine Widersacher im Gefolge des Burggrafen wiederzusehen.



Sein Rat mußte für Friedrich von besonderem Werte sein, weil er die Verhältnisse aus eigener Anschauung kannte.

Von Leipzig lief die alte Verkehrsstraße durch die heutige Dresdener, Wurzen- und Torgauer Straße, nachdem sie den Markt, die Pleißenburg und das Rathaus berührt hatte, mit einem scharfen Knick nach Osten und dann wieder halbwegs nach Norden, um bei Taucha die Parthe, den bei Leipzig in die Pleiße einmündenden Nebenfluß, zu überschreiten. Auf der sandigen, nur von wenig Kieferngehölzen unterbrochenen Ebene liegen in behäbiger Breite ausgespreizt einzelne Dörfer: Gordemitz, Weltewitz und Wölpern, deren Namen wie verklungene Laute einer fremden Welt an unser Ohr schlagen. Die Geschichte berichtet nichts von ihnen; die Kulturgeschichte aber findet noch heute in leisen Sonderheiten der Häuser eine Spur von jener Zeit, in der die Handelsstraße durch ein stilles Waldgebiet lief.

Es ist eine alte Streitfrage: Hat die Straße den Verkehr oder dieser die Straße geschaffen. Unbedenklich wird man wohl meist dem zweiten Fall zustimmen. Aber schon die Stadt Leipzig kann durch ihre Frühentwicklung die Sicherheit dieser Beantwortung beeinträchtigen. Von hier läuft eine Straße nach Eilenburg. Hier mußte der Verkehr ein wenig haltmachen, denn je geschlossener, kräftiger die Mulde oberhalb Wurzen sich durch tiefe Einschluchtungen des Gebirges hindurchwälzt, um so gemächlicher hat sie ihr Bett unterhalb dieser Stadt in den diluvialen Schüttboden hindurchgenagt. Bald fließt sie in mächtigen Schleifen mit ständig wechselnder Richtung, bald hat sie eine Art Versuchsbett gegraben, das sie bei der nächsten Krümmung aufgibt, bald strömt sie in zwei oder drei Betten dahin. Unentschlossenheit und Kraftvergeudung ist ihr Charakter auch bei Eilenburg, wo ihre groteske Linienführung den Boden stellenweise auf eine halbe Meile Breite aufgerissen und unpässierbar gemacht hat, eine natürliche Land- und Völkerscheide bildend, die durch eine Reihe von Burgen: Wurzen, Groitzsch, Eilenburg, Düben, Pouch, Bitterfeld u. a. noch besonders strategisch gesteigert worden ist. Und hier läuft die alte Straße stracks auf Eilenburg, um dann — als suche sie einen geeigneteren Übergang — auf drei Meilen abzuschwenken. Sie tut das aber nicht auf dem linken Muldenufer, wie es doch nahegelegen





Abb. 57. Eilenburg 1650.  
Nach Merian.

ist, sondern setzt erst über die einzelnen Arme der Mulde und läuft dann auf dem niedrigen Ostufer gemächlich nach Düben. Wohl zweigt sie bei Eilenburg einen Nebenarm nach Osten, nach Torgau, und dem alten Waffenplatz der sächsischen Kaiser, Belgern, ab, ohne ihm aber eine andere Bedeutung als der einer Nebenstraße zu geben. Nur strategische Gründe können die Linienführung der Straße bestimmt haben, der nachher auch der Verkehr gefolgt ist. König Heinrich war es, der auf dem linken hohen Ufer, bei dem heutigen Eilenburg, eine deutsche Grenzfestung angelegt hat, für die die Leipzig-Eilenburger Straße wohl nur der Zufuhrsweg war. Den in der Nähe stehenden „Sorbenturm“ führt man unmittelbar auf diesen Kaiser zurück.

981 ist auch die Stadt Eilenburg, unmittelbar unter der Burg auf einer Muldeninsel gelegen, bereits vorhanden. Zu einer Bedeutung ist die Burg, der Stammsitz der Grafen von Eilenburg, nicht gelangt. Die edlen Herren von Jleburg, denen der Stellvertreter des Burggrafen in der Mark angehörte, hatten das Schloß schon Ende des 14. Jahrhunderts den Wettinern abgetreten; Kurfürst Friedrich II. bestimmte es zu einem Witwensitz für seine Gemahlin Margaretha, die es aber nicht bezogen hatte. Das Schloß verfiel, wurde später bis auf zwei hohe Türme und die Ringmauern abgetragen, während die Stadt ein wichtiger Handelspunkt wurde und auch in dem geistigen Leben Deutschlands als Geburtsort des geistlichen Liederdichters Martin Rinckart (1586—1649) und des Komponisten fr. Abt einen Ruf gewann.

Friedrich begab sich an die sächsische Grenze, „allwo er von den Herzogen Rudolf und Alberten in Sachsen die benötigten Geleits Briefe nebst dem Geleite erhielt.“<sup>117)</sup> Er stand unmittelbar vor dem Durchzuge durch die Gebiete beider Fürsten, die durch den Teilungs-





Abb. 58. Cornau.



Abb. 59. Weg in der Dübener Heide.



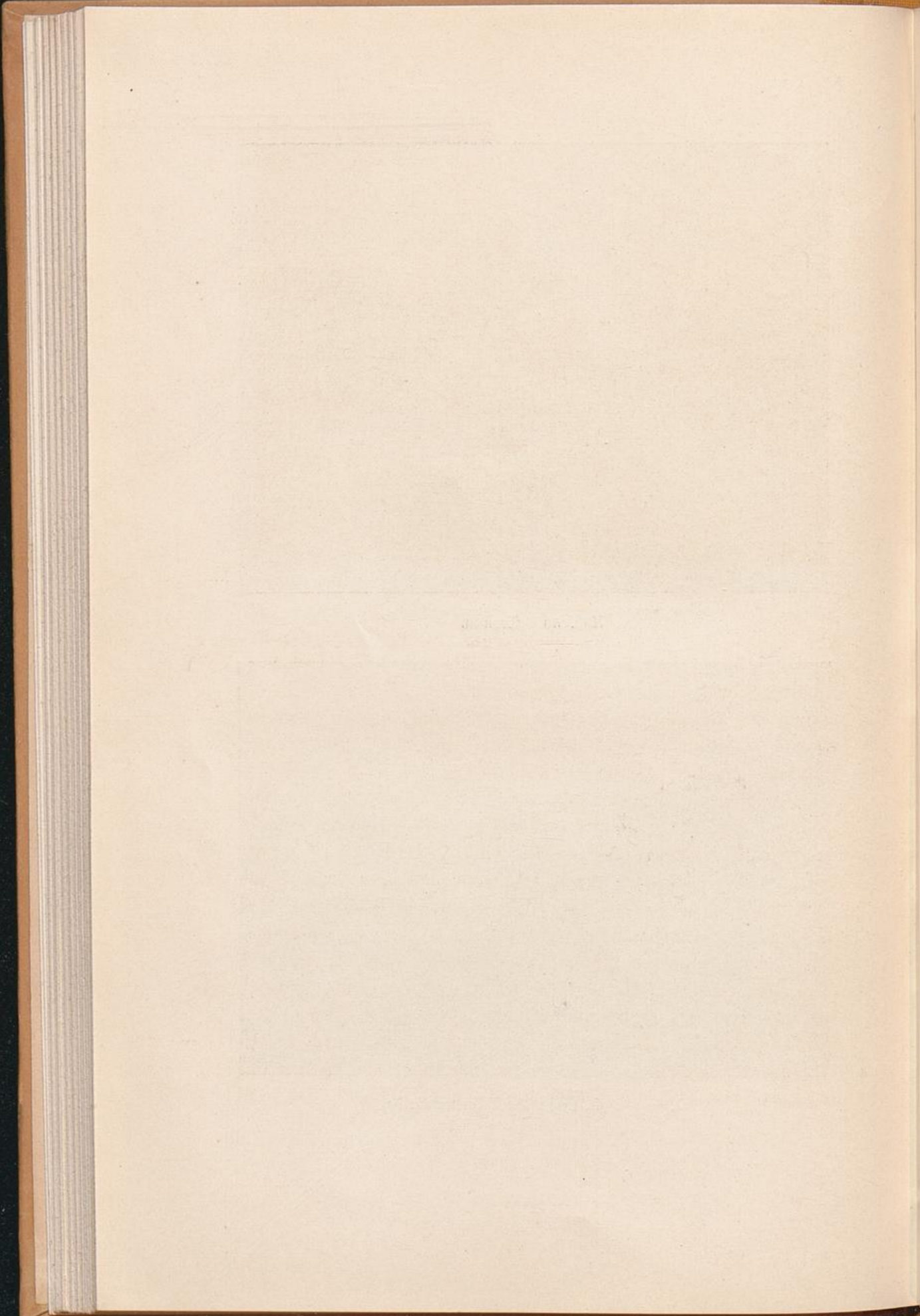






Abb. 60. Weg in der Dübener Heide.

vertrag von 1261 von dem meißnischen Gesamterbe abgesplittert waren, die auch die durch die Goldene Bulle gewährleistete Kurwürde erworben hatten. Das Land, dessen Hauptstadt Wittenberg wurde, umfaßte die Burggrafschaft Magdeburg mit den Ämtern Gommern, Rahnis, Elbenau und Gottau und die 1290 durch Rudolf von Habsburg zugefügte Grafschaft Brene mit Bitterfeld und Kemberg.

Am östlichen Ufer der Mulde, das der Burggraf zuerst auf einem Plankendamm und später auf verschiedenen Brücken von Eilenburg aus erreichte, wandte er sich auf der Kante des zum flusse sich absenkenden Geländes nach Zeuzig und dann nach dem urslawischen Pristäblich, einem Fischerdörfchen, das in seinem Namen noch eine Erinnerung an die slawische Fischerei bewahrt hat. Hier war, bevor sich unter deutschem Einflusse eine Ortschaft bildete, der Wohnort eines Pristabels, eines Aufsehers der Gewässer. Das Amt war unter Friedrich noch in Brandenburg vorhanden, wo die drei letzten Pristabels in Cöpenick, Alt-Ruppin und Spandau erst vor einigen Jahren verschwunden sind. — In kurzer Zeit war auch Düben, eine der alten ottonischen Grenzfesten, erreicht. Die alte Brücke, die hier über





Abb. 61. Luthersteine in der Dübener Heide.

die Mulde und zu einer zweiten Straße nach Leipzig führte, war zu Friedrichs Zeiten vermutlich noch nicht vorhanden, sondern erst nach der Einrichtung regelmäßiger Posten zwischen Berlin und Leipzig entstanden. Leipzig hatte zwar bereits Ausgang des 14. Jahrhunderts einen Postdienst nach Süddeutschland eingerichtet, der die ersten Fühler auch nach der Mark Brandenburg ausstreckte. Aber erst die Hohenzollern, besonders Albrecht Achilles, der zweite Sohn des Burggrafen, haben diesen regelmäßigen Postdienst ausgebaut, der von Berlin über Saarmund, Treuenbrieken, Wittenberg, Düben nach Leipzig ging, also die alte Straße verlassen hatte.<sup>118)</sup> Im Schlosse zu Düben kann der Burggraf wieder gerastet haben. Er hatte einen guten Reisetag hinter sich<sup>119)</sup> und wird die große Dübensche Heide gewiß am Tage und nicht am Abend durchzogen haben.

Denn bei Düben begann eine meilenweite Heide, durch die der Weg nach Wittenberg führte. Eine stimmungsvolle Waldromantik, wie sie der Burggraf von dem großen Reichswald seiner fränkischen Heimat kannte, umwehte ihn hier. Dieser Wald hat wohl Wege, einsame, verborgene Pfade, aber nicht Straßen gehabt, wie sie selbst die





Abb. 62. Kemberg.

bedürfnislose Zeit Friedrichs schon forderte. Ein breiter Sandweg führte durch den schweigenden Kiefernwald, der mit Eichen und Buchen durchsetzt, urwaldartig Hügel und Senken überdeckte. Stille und Einsamkeit umfingen den Reisenden, sobald er das bei Düben gelegene Dorf Tornau hinter sich hat. Sandwege, die von selbst entstehen, wenn jahraus, jahrein schwere Lastwagen durch den Sand furchen, laufen nebeneinander her und verflechten sich zu einem straßenartigen Gebilde. Sprödes Büschelgras, dunkle Wacholderstauden und großblättrige Farrenkräuter überdecken den Boden, über den hin und wieder ein scheues Reh flüchtet, zu Friedrichs Zeiten vielleicht auch ein Wildschwein oder Wolf vor dem Unblick der waffentragenden Männer davonraufen. Nur selten hört der Reisende einen anderen Laut als das Stöhnen der Stämme, wenn ein Windstoß hindurchfährt. Ein Weg, so recht zum Nachdenken geschaffen, obwohl er oft benutzt wurde. Friedrich konnte nicht ahnen, daß 109 Jahre nach ihm ein anderer Mann mit gewaltigen Gedanken, Martin Luther, denselben Weg von Wittenberg nach Worms ziehen würde.<sup>120)</sup> Unmittelbar vor Kemberg senkt sich die Straße zur Ebene hinunter, die hier schon einen Teil des gewaltigen Elbtals bildet. Ob-



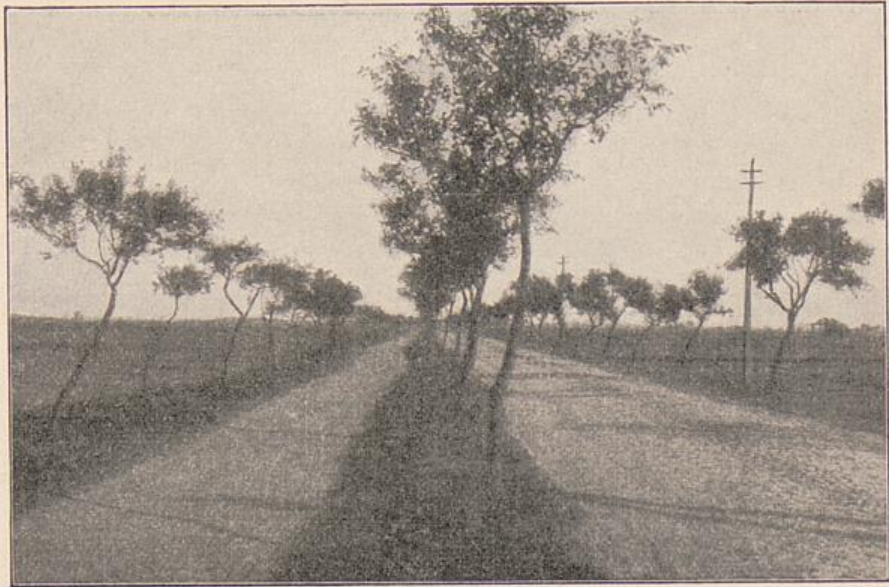


Abb. 63. Alter und neuer Weg bei Kemberg.

wohl eine deutsche Stadt, zeigte Kemberg doch in seiner Anlage eine andere Art, als sie der Burggraf bisher auf seinem Wege gesehen. Wie bei Wittenberg, tritt hier in der breiten Ausbuchtung der Hauptstraße, in deren Mitte das Rathaus steht, die ursprünglich dörfliche Anlage noch unverkennbar hervor, die Anfang des 15. Jahrhunderts gewiß noch mehr ländlichen als städtischen Typus gezeigt haben wird.

Volle anderthalb Meilen geht die Straße fortan in der Elbniederung, deren sumpfige Natur bei jedem Schritte zu spüren war, auf Wittenberg zu. „Kemberg, ein schlechter Ort, von welchem ein ganzer Morastiger Weg auf Wittenberg ist, welcher mit Holz muß belegt werden,“ charakterisiert ihn der seinerzeit namhafte Geograph Melissantes um 1700.<sup>121)</sup> Er hat so unrecht nicht, denn noch heute läuft ein Teil des alten Weges ein Stück neben der neueren Straße einher, wenn es auch schon durch Erd- und Steinschüttung gefestigt ist. Gewiß auch ein Denkmal unserer Kultur, das erhaltungswert ist!

Es waren sicher politische Erwägungen, die den Burggrafen nach Wittenberg lenkten. Urkundlich belegt ist dieser Aufenthalt nicht; nur eine Quelle, die Chronik des Zerbstler Bürgermeisters Peter





Abb. 64. Ansicht von Wittenberg um 1580.  
Nach Sebastian Münsters Cosmographie.

Becker, erwähnt die Anwesenheit Friedrichs in Wittenberg, die aber aus der ganzen Lage heraus zur Gewißheit wird.<sup>122)</sup> Die Herzöge Rudolf III. (1388—1419) und Albrecht IV. (1382—1423), deren Gebiete dicht vor den Grenzen der Mark lagen und von dem Übermut der streifenden Ritter vieles zu leiden hatten, waren die natürlichen Bundesgenossen des Burggrafen; ihre Burgen und Städte boten ihm den nächsten Rückhalt, falls ihm ein Unfall passieren sollte. Auch ohne die von König Sigmund geförderte Verlobung von Rudolfs Tochter mit Friedrichs Sohn Johann, die übrigens nicht zu einem Ehebund führte,<sup>123)</sup> ließen die Interessen der sächsischen Fürsten mit denen Friedrichs zusammen, und zwar so innig, daß der Burggraf am 19. September desselben Jahres noch einmal nach Wittenberg zurückkehrte, um das Bündnis durch Hinzutritt des Erzbischofs Günther von Magdeburg<sup>124)</sup> zu erweitern, das in Brene am 21. August 1414 und in Halle am 21. September 1415 verlängert wurde.<sup>125)</sup>

Wenn also an dem Aufenthalt Friedrichs in Wittenberg nicht zu zweifeln ist, so sind wir über den Tag und die Dauer seiner Anwesenheit im unklaren. Da er am 12. Juni eine Urkunde in Leipzig ausgestellt hat, so wird er kaum vor dem 14. Juni in Wittenberg gewesen sein. Die nächste Äußerung stammt aus Brandenburg a. H.,





Abb. 65. Marktplatz in Wittenberg.

wo er am 22. Juni wieder urkundet, wo er also spätestens am 21. Juni eingetroffen sein kam. Über seinen Aufenthalt in der Zwischenzeit und über die Wege sind wir nur auf Mutmaßungen angewiesen. Nehmen wir an, daß Friedrich am 15. Juni von Wittenberg aufgebrochen ist, dann liegen gerade sieben Tage dazwischen, eine Frist, die bei der bisher festgestellten Reiseschnelligkeit überrascht, und die daher nur durch eine besondere Tätigkeit zu erklären ist. Würde er dagegen noch länger in Wittenberg gewilt haben, dann sollte man irgendeine Urkunde oder ein anderes Lebenszeichen erwarten, das er hier in dem Regierungsmittelpunkte der sächsischen Fürsten hinterlassen hätte.

War es Friedrichs Absicht, möglichst schnell nach der alten Havelstadt Brandenburg zu gelangen, dann brauchte er nur unmittelbar nach Norden, an der Burg Raben vorüber nach Belzig und von hier über Golzow zu reisen, das sind zweimal vier Meilen. Dahin führte ein alter Handelsweg, der indessen nicht in dem Maße wie der bisher zurückgelegte als Hauptstraße des Nord-Südverkehrs, sondern wohl mehr dem inneren Verkehr diente. Seiner Benutzung



standen indessen einige schwerwiegende Bedenken entgegen. Friedrich hatte ein größeres Gefolge bei sich, das durch den Troß der sächsischen Herzöge und der beiden Grafen von Schwarzburg gewachsen war. Wenn es auch kein eigentlicher Heerhaufe genannt werden konnte, der ihm erst im Anfange des nächsten Jahres von der Burggräfin Elisabeth in Lehnin zugeführt wurde, so war es doch zu zahlreich, um anders als in größeren Ortschaften untergebracht zu werden. Auch ein Vorrücken in kleinen Staffeln war ausgeschlossen, weil das Gefolge hauptsächlich aus Fürsten und Herren bestand, mit denen Friedrich wenigstens bis Jiesar im Zusammenhang bleiben mußte. Es ist daher etwas unwahrscheinlich, daß er den Troß über Belzig und Golzow nach Brandenburg vorausgeschickt habe.

Bequem konnte der Zug nur auf einer Straße vorrücken. Bis Belzig und etwa anderthalb Meilen weiter zu dem Dorfe Rogäsen bot der über den fläming führende Weg keine Schwierigkeiten. Dagegen wurde er von Rogäsen an, wo er sich mehrere Kilometer durch das Planeluch wand, so beschwerlich, daß eine größere Truppe ihn nur bei völliger Sicherheit vor kriegerischen Störungen überwinden konnte. Und das war hier keineswegs der Fall. Ein Knüppeldamm zog sich bei Rogäsen quer über die von der Temnitz und der Plane durchflossene, zum Teil unwegsame Niederung, die eine natürliche Grenzsperrre bildete. Von dem östlichen Ufer schob sich eine flache Sandzunge in die Niederung hinein, die von einem Knüppeldamm fortgesetzt und auf der anderen Seite von flachen, waldbedeckten Uferhöhen aufgefangen wurde. Weiterhin war noch einmal eine sumpfige Niederung auf mehreren Brücken zu überschreiten, die von der festen Burg Golzow gedeckt wurden. Und diese befand sich in der Hand Richards von Rochow, eines der erbittertsten Gegner des Burggrafen. Wie leicht ein solcher Übergang zu sperren ist, bezeugen die blutigen Kämpfe, die auf dem ähnlich gelegenen Kremmer Damm 1334 und 1412 stattgefunden haben. Während aber hier die Burg Kremmen zu umgehen war, und ein erfolgreicher Übergang auch einigermaßen gesichert bleiben konnte, war des Burggrafen Zug nach einem Überschreiten der Niederung durch Überfälle der Burgbesatzung noch immer gefährdet. Es würde ein Wagnisstück



gewesen sein, das der Burggraf nach der ganzen politischen Lage nicht unternommen haben wird.

Vergegenwärtigen wir uns diese einmal. Als Kaspar Gans zu Putlitz 1411 von Ofen zurückgekehrt war, hatte er die Nachricht von der Ernennung Friedrichs zum Statthalter mitgebracht. Das war für die verwilderten, nur an sich denkenden, politisch aber doch mit dem natürlichen Instinkt der Selbsterhaltung erfüllten Geschlechter keine willkommene Kunde. Wenn es, so mußten sie sich sagen, dem Burggrafen erst einmal gelungen sein würde, in der Mark festen Fuß zu fassen oder auch nur einen einzigen, nach außen wirkenden Erfolg zu erringen, dann war es mit ihrer zügellosen Herrschaft in der Mark vorbei. Nicht nur die Städte, sondern auch mancher Wohlthäter in ihren eigenen Reihen, den nur die Ohnmacht der Landesgewalt zurückhielt, würden — wie es tatsächlich später der Fall war — dem neuen Landesverwalter zuströmen. Das mußte verhütet werden. Aus dieser Befürchtung ging der übermütige Spott über den Burggrafen hervor, der nur die eigene Schwäche verdecken sollte; darum schoß das letzte Aufgebot von wüsten Taten und Bedrohungen noch einmal hervor, um die Märker an sich zu halten, darum war aber auch das Verlangen verständlich, dem Statthalter womöglich gleich bei seinem Einzuge eine Schlappe zuzufügen. Dieser kam über die Absichten seiner Gegner nicht im unklaren gewesen sein und hütete sich wohl, ihnen Gelegenheit zu einem kleinen Handstreich durch den Zug über Golzow zu geben. Sein Bestreben mußte es sein, nicht nur ungefährdet in Brandenburg einzuziehen, sondern sich auch eine Operationsbasis zu schaffen, auf der er vorsichtig und Schritt für Schritt weitergehen konnte.

Für eine solche Basis kam aber nur die südwestliche Grenze der Mark in Betracht; hier fand Friedrich nicht nur Bundesgenossen, sondern auch heftige Gegner des märkischen Adels, die ein besonderes Interesse an der Unterdrückung der Quitzows hatten. Sowohl die sächsischen Herzöge Rudolf und Albert, als auch der Erzbischof von Magdeburg, Günther von Schwarzburg, dessen Brüder sich an dem Einzuge in Brandenburg beteiligten, hofften durch den starken Arm des neuen Landesverwesers von den Räubereien der Adelspartei befreit zu werden. Schon in Wittenberg wird sich der Burggraf



damit beschäftigt haben, die für ihn geeignetsten Wege nach Brandenburg a. H. festzustellen. Zwanzig Jahre lang waren die Gebiete der sächsischen Fürsten von den Quitzows und ihrem Anhang verheert worden, ohne eine Sühne zu finden. Von diesen Nachbarn, die die Wegeverhältnisse aus eigener Anschauung kannten, deren Gebiet bis vier Meilen vor Brandenburg a. H. reichte, wurde zweifellos alles aufgegeben, um den Burggrafen ungefährdet nach dieser Stadt zu geleiten.

Auf das glücklichste wurde die südliche Operationsbasis nach Westen erweitert durch die Gebiete der anhaltischen Fürsten, die an das Magdeburger Land grenzten und den Weg bis Brandenburg a. H. sicherstellten. Denn auf dem Gipfel der Mark, der über Görzke und Ziesar in das Magdeburgische hineinragte, der zum Teil dem Einflusse des Erzstiftes unterlag, waren feindliche Störungen ausgeschlossen. Die anhaltischen Gebiete waren erst 1307 aus brandenburgischem Besitz an die Zerbster Linie des Hauses Anhalt gekommen, die Köthen, Koswig, Dessau, das Schloß und einen Teil der Stadt Zerbst erworben und sie 1370 durch den Erwerb von Lindau abgerundet hatten. Nach Zerbst verlegten sie bald ihren Sitz, den sie vordem in Köthen hatten. Nicht immer gehörten diese Fürsten zu den Gegnern der Quitzows; noch 1403 hatten sich Graf Sigismund von Zerbst und Günther von Schwarzburg<sup>126)</sup> befehdet. Zwei Jahre später sehen wir den Grafen Albrecht von Anhalt seine Freunde versammeln, „nemlik ein geslechte ud der Marke, genant de Quittzowen, bi namen Hanse van Quittzow, de uppe de tijd thu siner hulpe gewan“.<sup>127)</sup> Auch später war die Haltung der Zerbster nicht ganz einwandfrei; es scheint, als ob sie nur den Magdeburger Einflüssen, die freilich durch eigene Not wirkungsvoll unterstützt wurden, gehorchten, um sich dem Burggrafen anzuschließen oder ihm wenigstens keine Schwierigkeiten zu machen. Diese zweideutige Stellung der anhaltischen Fürsten konnte dem Burggrafen nicht verborgen sein; sie veranlaßte ihn auch, nicht die alte von Wittenberg nach Zerbst führende Straße zu benutzen, sondern mit Rücksicht auf die Hauptstadt der anhaltischen Fürsten den nördlichen Weg über Ziesar einzuschlagen.

Vorteile mit den Waffen zu erringen, lag nicht in der Absicht Friedrichs. Er hoffte vielmehr, den größten Teil seiner Gegner



durch Verhandlungen und weitgehendes Entgegenkommen zu gewinnen. Dieselbe Klugheit, die ihn veranlaßt hatte, vor seiner Abreise aus Franken seine Stammländer durch Schutzbündnisse mit den Nachbarn sicherzustellen, bewog ihn auch, an der Grenze der Mark erst seine Operationsbasis zu festigen, bevor er nach Brandenburg ging. Er hatte gewiß die Macht, den Übergang bei Golzow zu erzwingen; es war aber ein wesentlicher Zug seiner staatsmännischen Klugheit, sein Ansehen nicht ohne Not durch Verwicklungen aufs Spiel zu setzen, die er vermeiden konnte. Eine kleine Schlappe, ein Überfall, für den das Gelände zwischen Golzow und dem Planebruch wie geschaffen war, die eventuelle Stockung des Zuges um einen Tag und andere Störungen konnten das Vertrauen der märkischen Städte und Stände, die mit den Landesverwesern zum Teil recht böse Erfahrungen gemacht hatten, auf lange Zeit hin erschüttern. Dem durfte er sich nicht aussetzen. Schon den Anschein mußte er vermeiden, daß ein kleiner Schloßherr den Stellvertreter des Kaisers von der Mauer aus verhöhnte, nachdem der ferne Statthalter bereits ein Jahr lang verspottet worden war. Noch war es unvergessen, daß der Statthalter Günther von Schwarzburg durch einen fecken Überfall Dietrichs von Quitzow zur Niederlegung der Statthaltertschaft veranlaßt worden war, noch war in aller Erinnerung die Gefangennahme des Herzogs Johann von Mecklenburg durch beide Quitzows 1407 und seine lange Gefangenschaft in Plaue.

Also weder die Straße über Jersbst, noch auch die über Golzow konnten ernsthaft in Frage kommen. Dagegen sprechen viele Anzeichen dafür, daß Friedrich in Ziesar einen längeren Aufenthalt genommen hat. Seit Anfang des 13. Jahrhunderts hatten hier die Bischöfe von Brandenburg ihre Residenz aufgeschlagen und ein stark befestigtes Schloß erbaut, das in den brandenburgisch-sächsischen Grenzhändeln öfter eine Rolle gespielt hatte. In Ziesar kamen 1356 die märkischen und magdeburgischen Abgesandten zusammen, um einen „ewigen Friede“ zu machen, der allerdings bald wieder in die Brüche gehen sollte. Nach diesem Schlosse wurde auch später der von Johann von Redern gefangen genommene Putlitz gebracht und verwahrt. Für den Burggrafen aber war es wichtig, daß fast mit der gesamten Geistlichkeit der Mark auch der brandenburgische Bischof



Henning von Bredow auf seiner Seite stand, obwohl er einer, dem Burggrafen feindlich gesinnten Familie angehörte und erst vier Jahre vorher als Verbündeter der Quitzow einen Streifzug in das Magdeburgische unternommen hatte.

Von Ziesar aus, wo er sich leicht mit dem Räte von Brandenburg verständigen konnte, fand Friedrich verhältnismäßig gute und sichere Wege durch ein Gebiet, das zwar schon zur Mark gehörte, aber keinen feindlichen Adel einschloß. Da ein Aufenthalt in Zerbst, über den Peter Becker sicher berichtet hätte, nicht ratsam war — erst Ende 1413, als über den günstigen Ausgang der märkischen Angelegenheiten kein Zweifel mehr bestehen konnte, kam Friedrich nach hier, um mit dem Erzbischof Günther von Magdeburg einen Vertrag zur Unterwerfung der Quitzow abzuschließen<sup>128)</sup> —, so blieb nur der Weg über Raben und Belzig übrig, der weiter über Benken und Görzke nach Ziesar führte. Er betrug sieben Meilen und konnte von Wittenberg ganz gut an einem Tage gemacht werden. Wenn der Burggraf am 15. Juni von Wittenberg aufgebrochen war, dann konnte er am 16. Juni bereits in Ziesar sein und hier über die weiteren Schritte schlüssig werden. Die allgemein verbreitete Annahme, deren Quelle übrigens durchaus unklar ist, und die vermutlich erst durch die populären Geschichtsbücher im 19. Jahrhundert verbreitet worden ist, weist auch auf den Weg über Belzig hin; nur nimmt sie es als selbstverständlich hin, daß Friedrich den Weg dann über Golzow fortgesetzt habe. Nimmt man indessen Ziesar als nächstes Ziel des Burggrafen hin, dann ergeben sich keine Schwierigkeiten, sondern es erscheinen die Abschwenkung nach Westen und der Umweg über Ziesar als eine glänzende Bestätigung der klugen und umsichtigen Politik des ersten märkischen Hohenzollern. In Ziesar konnte auch ein Teil des Gefolges zurückbleiben, um einige Tage nach dem Einzuge Friedrichs in Brandenburg a. H. dort zu ihm zu stoßen.



## An der Grenze der Mark.

Ein­förmig führt die Straße von Wittenberg nordwärts über die nahen Berge. Hier zeigt sich der Fläming in seiner ganzen düsteren Stimmung. Hier ist der Boden, wo er dem Kiefernwald abgerungen wurde, gedüngt mit dem Schweiß vieler Geschlechter, die ihm eine kärgliche Frucht abgewannen. Über diese Berge waren früher die tapferen Mönche nach Finna gezogen, als sie um 1170 mit Pflug und Bibel den anhaltischen Kriegern folgten. Bei dem altslawischen Dorfe Dobien, wo ein fetter Lehm­boden ansteht, wird der Kiefernwald durch Laubbäume malerisch durchsetzt. Unweit des reizvollen, fast in einen See hineingebauten Groß­Marz­ehns steigt der Weg auf den hohen Fläming, dessen waldiger Abhang mit mächtigen Granit­findlingen, den Zeugen der einstigen nordischen Vergletscherung, übersät ist. Buchen und Eichen, zum Teil von sehr hohem Alter, umrauschen den Reisenden. In mäßiger Steigung windet sich der Weg empor, bis er — an der höchsten Stelle — unmittelbar an den Mauern der Burg Raben vorbeiführt. Mächtig strebt diese alte Burg in die Höhe, ein Berg auf dem Berge, eine steinerne Wehr, die für den Südwesten der Mark ein Stützpunkt werden sollte, die aber von den Ereignissen überholt wurde und schnell in Vergessenheit geriet.

Der südwestliche Teil der Mark hatte lange Zeit mit Magdeburg in Verbindung gestanden. Hatte doch Wichmann von Magdeburg, der kluge und energische Erzbischof, der gleichstrebende Zeitgenosse Albrechts des Bären, die Kolonisation dieses Gebietes selbständig übernommen, während der Anhaltiner den Norden unterwarf und bis zur Spree vordrang. Aus diesem Grunde zeigt der Südwesten ein anderes Gesicht als jener. Die Granitkirchen des Fläming sind nicht wie die der Prignitz zugleich feste Wehranlagen; die Städte und Burgen weisen dagegen auf sächsischen Einfluß, in der nördlichen Mark aber nach Niederdeutschland. Das Schloß in Wiesenburg, die Burg Raben, die heute bis auf einen Erdrest verschwundene Burg Mörz, die Komturei Dahnsdorf, die Burg Rädigke, deren Standort unsicher ist, Burgwardei Niemegeß, das feste Schloß Belzig, sie weisen alle in ihren geschichtlichen Beziehungen auf die sächsischen Grenzländer. Bis auf Wiesen-





Abb. 66. Burg Raben.

ihren strategischen Wert. Als Adelsitze, die aber nie die Unabhängigkeit der fränkischen Burgen gewannen, haben sie in der örtlichen Geschichte ihre Stellung behauptet, einen erhöhten Wert hatte aber so ein altes Trutznest nur noch, wenn die schützende Ringmauer der Städte dem Landmann zu entfernt, oder das Unheil zu plötzlich hereingebrochen war. Auf dem steilen Abhang des Fläming, im Norden von der in der Nähe entspringenden Plane mit ihren Sumpfufern geschützt, hätten Burg Raben wie die weiter vorgeschobenen Burgwardeien Niemegeß und Belzig eine größere geschichtliche Rolle spielen können, wenn ihre Bedeutung nicht von dem schnell vorschreitenden anhaltischen Vordringen überholt worden wäre. Nur einmal, als 1395 die Magdeburger in die märkischen Wirren eingriffen, eroberten sie Burg Raben; sie hatten aber wohl erkannt, daß an eine dauernde Besetzung kaum noch zu denken war. Darum wollten sie den Bau, den sie vor einem

burg, Belzig und Raben sind sie verschwunden; sie hatten ihre Bedeutung zum Teil schon in der anhaltischen Zeit verloren. Noch aber erkennt man die Absicht, den hohen Fläming als Operationslinie zu benutzen, um von hier aus die offenen, zum Teil waldigen und sumpfigen Länder in der Niederung im Saum zu halten. Seit auf den Sand-schellen der Niederung sich deutsche Dörfer erhoben, und die Städte sich als Hort deutscher Kultur entwickelten, verloren diese Burganlagen



Vierteljahrtausend so fest  
 aufgerichtet hatten, daß  
 sie die Mauern und  
 den gewaltigen Burgturm  
 nicht antasten konnten, zer-  
 stören, was ihnen nur  
 unvollkommen gelang.  
 Heute schaltet wieder ein  
 anhaltischer Amtmann auf  
 der von den Spaniern  
 im Dreißigjährigen Kriege  
 nochmals eroberten Burg,  
 die nach verschiedenen  
 Besitzern schließlich in den  
 Privatbesitz des Fürsten  
 von Anhalt überging.



Abb. 67. Burg Raben.

Friedrichs Zug ging  
 wohl ohne Unterbrechung  
 weiter. Aber mehrere mächtige Bergschwellen hinweg, lief die Straße  
 nach Norden, um sich unmittelbar vor Belzig mit der von Magdeburg  
 kommenden zu vereinigen. Von Franken kam der Fürst; fränkische  
 und thüringische Mundarten tönten auf dem Wege an sein Ohr,  
 slawische Laute mögen auch vereinzelt zu ihm gedrungen sein; in  
 Belzig vernahm er eine andere Sprache. Bauern aus Flandern,  
 die dem ganzen Bergücken den Namen gaben, aus Holland,  
 Friesland und vielleicht auch aus Westfalen hatten den alten  
 slawischen Gau besiedelt, ihre breite Sprache, ihre Tracht, ihre  
 Lebensgewohnheiten haben gewiß noch Sonderheiten bewahrt, die  
 Friedrichs Aufmerksamkeit erregten. Tieferen Eindruck aber haben  
 wohl die Trümmer der alten Burg auf ihn gemacht, die erst vor  
 sechs Jahren zerstört wurde, — zerstört in einem Kriege seiner  
 Bundesgenossen aus Sachsen und Magdeburg. Auch hier war der  
 alte steingefügte Bergfried, der bereits im 11. Jahrhundert die Er-  
 oberung der Burg durch die Polen überstanden hatte, als der einzige  
 Zeuge dieser Zerstörung übriggeblieben. Diese mächtigen Mauern,  
 die stumpfen abgesunkenen Türme, deren Gestein von dem verheeren-





Abb. 68. Auf dem Fläming.

den Brande des Jahres 1406 noch geschwärzt waren, stellten die Burg dar, die der Volksmund „das weiße Schloß oder das Herzoglich-Sächsische Grenzhaus vor Beltitz“ nannte; sie mußten dem Burggrafen ein Protest gegen die kleinlichen Kämpfe der Zeit sein, die empfindlich und zugleich gewaltsam sofort zum Schwerte griff, um das Recht da zu holen, wo ein jeder es für gut befand. Nur die kleine St. Briciuskapelle, die von den kolonisierenden Holländern nach ihrem heimischen Patron benannt wurde, und die wohl das älteste Gotteshaus Belzigs war, stand unverfehrt auf dem Bergabhang, ein Zeuge und eine Mahnung zugleich. Der Zwist zwischen Herzog Rudolf III. und Erzbischof Günther von Magdeburg war vielleicht noch nicht endgültig beigelegt; angesichts der zerstörten Burg, in der des Herzogs Vorfahr, Rudolf I. (1297—1356) oft und glänzend sein Hoflager hielt, mögen sich bei jenem bittere Empfindungen ausgelöst haben; jedenfalls kehrte der Burggraf nach drei Monaten nach Wittenberg zurück, um beide Gegner endgültig zu versöhnen. Das erforderte das eigene Interesse des Burggrafen. Wie eine mächtige Pranke ragte dieser sächsische Zipfel in die Mark hinein, stets bereit, ein Stück aus ihrem Körper zu reißen, wenn es die Verhältnisse erlaubten. Jetzt war die Pranke gelähmt, auf der einen Seite eingezwängt durch den Argwohn des Magdeburgers, auf der





Abb. 69. Belzig.

anderen durch ewige Streifen der märkischen Ritterschaft, deren nächster Vertreter auf der Lauer in Golzow saß.

Von Belzig, wo er wohl kaum länger geweilt hatte, eilte der Burggraf auf stiller, ebener Landstraße, die immer mehr die Höhen des Fläming hinter sich ließ, über die politisch unentschiedene, von Brandenburg und Magdeburg gleich umstrittene Vogtei Görzke nach Ziesar. Nach dem alten, noch heute in Görzke bekannten Spruche:

Hebben wi erst Bramborch (Brandenburg) und Zerwest (Zerbst),  
Kriegen wi of Görtsche dat Düwelsnest,

scheint die Stadt eine schwer einzunehmende feste gewesen zu sein. Als der Burggraf sie berührte, befand sie sich seit 25 Jahren im Besitze der Magdeburger, denen sie nach einer kurzen Unterbrechung auch verblieb.

In Ziesar liefen die diplomatischen Fäden des Burggrafen zusammen. Es lag auf der Hand, daß er kurz vor seinem Einzuge in Brandenburg noch einmal die letzten Schritte und Entscheidungen in Ruhe überdenken mußte. Wittenberg war zu fern, in Belzig hatte die Zerstörung des Schlosses die geeignete Örtlichkeit vernichtet. Ziesar war der beste Ort dazu. Hier an dieser Stätte, die mit Pritzerbe 949 bereits Otto der Große zur Dotierung des Bistums Brandenburg bestimmte, die seit 1214 den Bischöfen als Wohnsitz und ihrer Verwaltung als Kanzlei diente, hier war der gegebene Platz für die letzte Vorbereitung des Burggrafen. Auch später noch kehrte der Burggraf nach hier zurück, um vor seinen entscheidenden Schlägen gegen den unbotmäßigen Adel sich mit seinen Verbündeten ins Einvernehmen zu setzen.



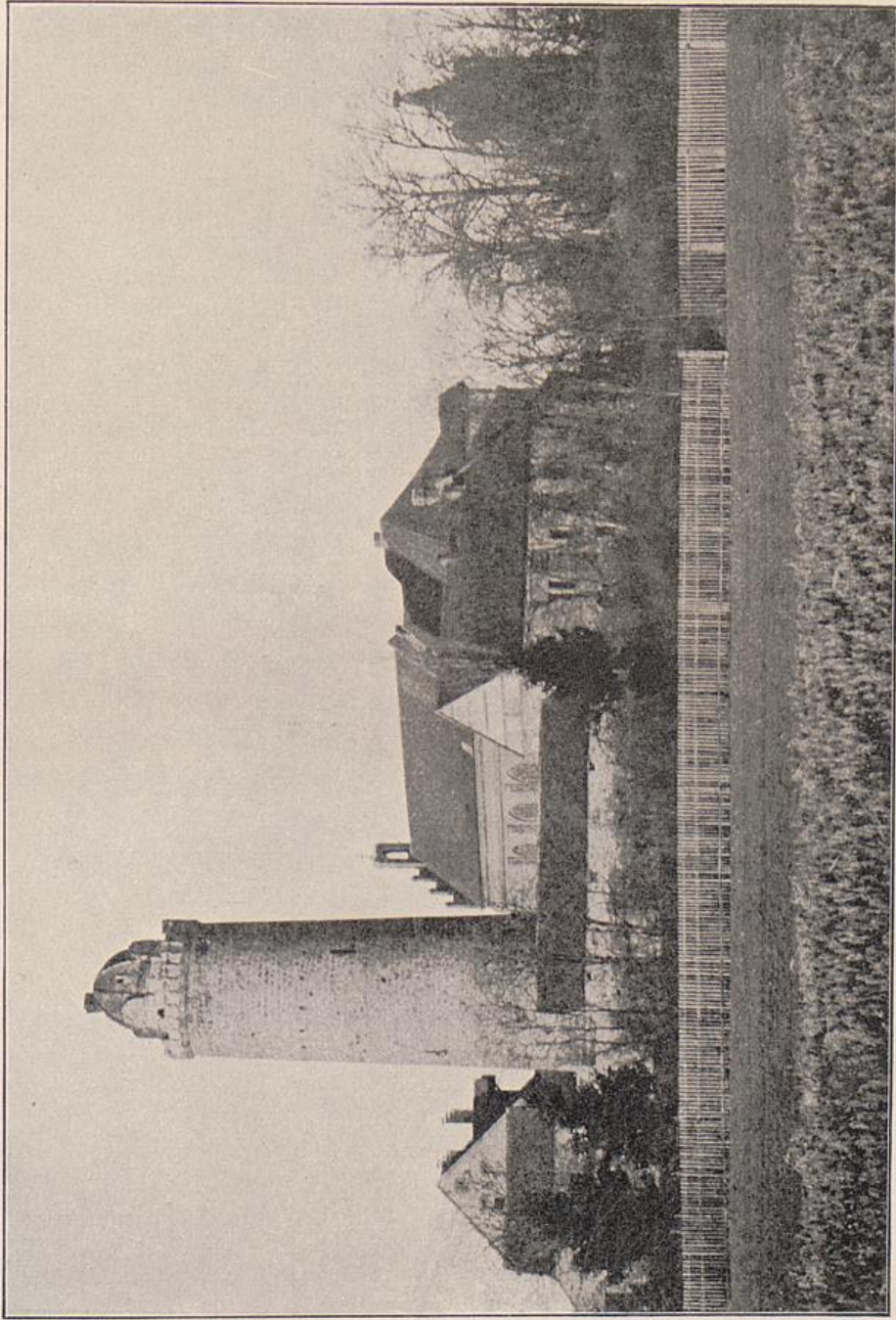


Abb. 70. Burg Ziefar.  
(Aus dem Burghort.)







Freilich ist der Aufenthalt Friedrichs in Ziesar 1412 nicht belegt. Da der Einzug sich aber ohne jede Störung vollzog, müssen wir annehmen, daß er nicht über Golzow, sondern den einzigen, aber weiteren Weg über Ziesar gezogen sei, den auch eine alte Volksüberlieferung anerkennt.<sup>129)</sup> Von den beiden Berichterstattern, die uns allein eine Nachricht von dem weltgeschichtlichen Zuge geben, dem Schreiber der Magdeburger Schöppenchronik und Engelbert Wusterwitz,<sup>130)</sup> befand sich der letztere in diesen Tagen wahrscheinlich in Brandenburg a. d. H. Da er von dem Wege überhaupt nichts sagt, so muß der Burggraf auf einem allgemein bekannten, für den Autor nicht erwähnenswerten Wege gekommen sein; wenn er dagegen ein Hindernis zu überwinden gehabt hätte, dann würde es dieser gewissenhafte Chronist sicher vermerkt haben.<sup>131)</sup> So oft wir von Kriegszügen in diesen Gegenden hören, — und es sind wirklich nicht wenige! — dann benutzten die Krieger den Havelübergang bei Milow, unweit Rathenow, oder bei Plaue, oder sie wenden sich den Städten Ziesar und Zerbst zu. Niemals aber ist von dem Damme bei Golzow die Rede, der kaum derartig war, daß ihn ein größerer Heerhaufe ungefährdet passieren konnte. Wenn man alle diese Umstände erwägt, dann dürfte selbst der Verkehr von Leipzig und Wittenberg sich kaum über Leipzig—Golzow, sondern wohl häufiger über Dessau—Zerbst nach Brandenburg bewegt haben, was den Umweg Friedrichs, der vorzugsweise durch politische Erwägungen veranlaßt wurde, noch besonders erklären würde.

Der Weg von Ziesar ist nicht zweifelhaft. Er verläuft von der Stadt in nordöstlicher Richtung, um nach etwa einer Meile bei dem Dorfe Rogäsen (nicht zu verwechseln mit dem schon erwähnten Ragösen bei Golzow) das finer Luch an seiner schmalsten Stelle zu überschreiten. Weit nach Westen erstreckt sich dieses Luch und verbindet das Planeluch mit der Elbe, der es südwärts von Genthin zustrebt. Zum ersten Male, seit er Süddeutschland verlassen und die Sumpflöcher der „Untreue“ vor Augen hatte, sah der Burggraf hier eines jener riesenhaften, in der Abschmelzperiode der Eiszeit entstandenen Luche, die für Brandenburg so charakteristisch sind. Schwer zu überschreiten, in Kriegszeiten den Einwohnern der benachbarten Dörfer ein willkommenes Versteck, zog sich doch schon ein Knüppel-



damm durch das finer Luch, denn die engen Beziehungen zwischen den brandenburgischen Bischöfen und Ziesar sind ohne einen dauernden Verbindungsweg, der ja kein technisches Geschick voraussetzte, gar nicht denkbar. Das wird überdies durch eine spätere Verordnung Friedrichs aus dem Jahre 1433 bewiesen, nach der der Handel nach Magdeburg nicht mehr „ouer die heiden“, d. h. nicht mehr über das Waldgebiet, das sich zwischen dem finer Damm und der Neustadt Brandenburg ausdehnt, sondern über die „strate to plawe“, also etwa 10 km nördlicher, gehen sollte. Nur wer nach Sachsen und Anhalt fahren wollte, d. h. über Ziesar und Zerbst, „der sal dat dun vngehendert ane geuerde, also dat von olden tyden geweest ist“.<sup>132)</sup>

Es war ein echter niederdeutscher Heideweg, den der Burggraf von Rogäsen aus zurückzulegen hatte. Zuerst Ackerflur, dann vom Dorfe Viesen an dichter Wald. Bald steigt er allmählich über eine leichte Düne, bald wieder senkt er sich, um dieses Spiel von neuem zu beginnen. Hart schneidet er an den Ausläufern des Wusterwitzer Sees vorüber; in seiner Nachbarschaft ist der Kiefernwald mit Laubbäumen durchsetzt. Sonst ist es still hier, wie in dem verwunschenen Walde des Märchens. Selten furcht ein Wagen durch den Sand, hinter dem die Spuren bald verschwinden. Auch Friedrichs reisende Schar wird kaum ein anderes Bild vorgefunden haben, als ihre Rosse den Staub emporwirbelten, das Wiehern das Echo des Waldes hervorrief, um hinterher sich wieder in der großen Waldeinsamkeit zu verlieren. Wie der Sand hinter den Hufen der Pferde in die Furchen zurückfiel, die bald das leise Wehen des Windes ausglich, so ist auch hinter dem Burggrafen die Vergessenheit geschritten, die alle Einzelheiten des geschichtlichen Zuges, ja, diesen selbst zum Teil mit ihrem grauen Mantel überdeckte. Doch nein! Ein scheues Wesen, das hinter dem Buschwerke kauerte und seine tiefen Augen auf den Weg sandte und emsig aus den goldenen Juni-Sommerstrahlen bunte Schleier wob, hat den Zug der Vergessenheit entzogen: die Sage. Andere Ereignisse sind später erfolgt, die mit Flammenschrift ihre Zeichen in die Herzen der Bevölkerung schrieben; denn der alte Heerweg hat manches noch gesehen. Noch weiß man zu erzählen, wie Bernadottes Heer am 25. Oktober 1806, als Preußen zu-



sammengebrochen war, diese Straße zog, noch raunt man von dunklen Taten, die der Wald erlebte; doch auch vom Einzuge des Hohenzollern hat die Sage manchmal geflüstert und in immer unbestimmteren Unwissen das Ereignis gezeichnet.

Still und ruhig lag der Wald hinter dem Burggrafen; aber er sandte noch manchen Ausläufer, manchen vereinzelt Baum weit hinaus in das Planeluch, hinter dem in verschwimmendem Dunste das feste Schloß Golzow lag. Auch im Norden dehnte sich das weite Luch, aus dem ein feiner silberner Streifen dem Fürsten sagte, wo die Havel ihre Wasser durch die alte Bischofsstadt Brandenburg sandte. Einsam ist's auch hier, wo das Schweigen des Waldes ersetzt ist von der Weite der Öde. In grauem, zerschlagenem Gewande stand vielleicht einer der hörigen Bauern der Stadt auf seinen Stab gestützt da und schaute still und starr auf den neuen Herrn, von dessen Ankunft die Kunde wohl schon im Walde verbreitet war. Hinter den Sümpfen, die es schützten, lagen die beiden Städte Brandenburg. Dach an Dach gereiht, umschlungen von der festen Gürtelmauer mit ihren Wachtürmen und Toren, darüber die gewaltigen Massen der Godehards-, der Katharinenkirche, des Domes und der Klöster und wie ein Hort sie alle überragend, der alte heilige Berg der Stadt, der Harlungerberg, mit den weichen Linien der Marienkirche.

Durch das Steintor zog der Burggraf in die Neustadt Brandenburg. Es wird am 21. Juni 1412 gewesen sein. Am nächsten Tage schon stellt er eine Urkunde aus. Etwa drei Wochen hatte er von Kadolzburg aus gebraucht, um nach der Mark zu gelangen. Eines der schicksalvollsten Ereignisse der Weltgeschichte war vollzogen, eines jener Ereignisse, die undurchsichtig den Schöpfern, in ihrer Entstehung und ihrem Wachsen aus Tausenden von kleinen Taten langsam zu einer geschichtlich erkennbaren Form zusammenwachsen, die sich klar und plastisch in ihrer nackten Tatsächlichkeit abheben von dem bunten Gewebe der Geschichte, die da sind, weil sie da sein müssen, weil die Entwicklung in ihrer unerforschlichen Gesetzmäßigkeit ihre Wege vorzeichnet.

Die unglückliche Mark hatte wieder ein Haupt. In Brandenburg a. d. H., um dessen Zinnen die schöne Sage von Iron und seiner Gattin Isolde einen wundersamen Schleier, eines der erhebendsten



Lieder deutscher Frauentreue gewebt hat, huldigten dem Burggrafen die Städte und die Geistlichkeit, während die Ritterschaft noch trotzig beiseite stand. Von hier aus trat er Anfang Juli seine Umreise durch die Mark Brandenburg an, die ihn zunächst nach Berlin und über Spandau wieder zurück nach Brandenburg führte. Am 12. Juli ist er in Belitz, und an den folgenden Tagen in Treuenbrietzen, Mittenwalde, Müncheberg, Frankfurt, Strausberg, Bernau, Eberswalde und dann nochmals über Bernau nach Berlin gezogen, wohin er im September und Oktober wiederholt zu längerem Aufenthalte zurückkehrte. Das Jahr ging unter der regen Tätigkeit Friedrichs vorüber, nicht ohne daß am Kremmer Danne die Schwerter für Brandenburgs Zukunft aus der Scheide führen. Drei treue Freunde Friedrichs sanken zu Tode getroffen auf märkischer Heide dahin. Es war nicht umsonst. 1414 wurden Plaue, Friesack und Golzow gebrochen, die Ruhestörer geächtet. Mit den Steinfugeln der „faulen Grete“ wurde die alte Geschichte der Mark begraben. Eine neue Zeit brach an; das Volk aber, das in großen Zügen denkt und dichtet, das hat auch jene Wurzel seiner Erinnerung, die in der altgermanischen Vergangenheit liegt, mit der „faulen Grete“ belebt. In den geheimnisvollen zwölf Nächten, wenn die Winter Sonnenwende naht, dann erkennt es im Gefolge des wilden Jägers auch die „fule Grete“.

500 Jahre sind vorüber, seit Burggraf Friedrich in Brandenburg einzog. Die Mark ist oft dem Untergange nahe gewesen; die Tüchtigkeit ihrer Herrscher aus hohenzollerischem Stamme und die zielbewußte Energie des Märkers haben allen Stürmen standgehalten, die über das Land brausten. Die einst belebte Straße, auf der der erste Kurfürst aus Franken in das niederdeutsche Ebenenland zog, ist zum größten Teil noch vorhanden; aber der Verkehr selbst hat andere Wege gefunden. Oft wuchert das Gras auf den Bahnen, auf denen früher der Kaufmann die Waren aus dem Süden nach dem Norden brachte; stellenweise sind sie Wege des Vergessens geworden, des Schweigens, in die nur selten noch der Schritt eines Wanderers wie ein verhaltenes Leben tönt. Der Weg ist oft tot; aber die Erinnerung umweht ihn wie die Stätten, auf denen wir vergangenen Geschlechtern nachsehen.



Der Weg ist tot, die Geschichte lebt. Sie kündigt den Nachfahren wie es einstmals war, und wie es geworden ist. Sie leitet, auch wo sie nur mit abgerissenen Lauten zu uns spricht, durch die Stätten dahin, daß auch der kühle Sinn des Gegenwartlebens noch den Athem des Einstgeschehenen wahrnimmt. Und die ewig webende Geschichte kann den Enkeln die alte Wahrheit von Ursache und Wirkung künden, die stete Wahrheit, daß ein jedes Ereignis nur das Ergebnis der Kräfte ist, die — im Guten und Bösen — den einzelnen wie die Gesamtheit erfüllen. Nicht der Form, sondern dem Sinne nach hat das Wort eines Nachgeborenen bei allen wichtigen Entscheidungen den Märker geleitet, das im weiteren Sinne auch Preußen-Deutschland anerkannt hat und das in Zukunft die Lösung sein möge:

„Hie gut Brandenburg allewege!“